

Im Maulwurfstunnel

Thomas Kastning

Im Maulwurfstunnel

PARLEZ

»Was Medikamente nicht heilen, heilt das Schwert, was das Schwert nicht heilt, heilt das Feuer, was aber das Feuer nicht heilt, muss als unheilbar angesehen werden.«

Hippokrates (460–370 v. Chr.)

Gefunden in »Die Räuber«, Friedrich Schiller, 1781

1. Kapitel

In der Küche einer Villa in einem Kölner Vorort zieht Kriminalhauptkommissar Dr. Alfons Priester, Leiter der bundesweit ermittelnden BKA-Sonderkommission die Vorhänge zu. Dabei denkt er daran, dass die Entführung von Hanns Martin Schleyer durch die RAF vierzig Jahre zuvor ganz in der Nähe stattgefunden hat. 120 Schüsse, allein 60 für Schleyers Fahrer. 43 Tage Gefangenschaft. Schleyers Haftfoto wird niemand vergessen, der damals Zeitung gelesen hat. Schleyer, das SS-Mitglied. Schleyer, der Wirtschaftsfunktionär. Am Ende der Entführung ist Schleyer hingerichtet worden. Oder wie es seine Entführer ausgedrückt haben: Seine »klägliche und korrupte Existenz« ist beendet worden.

Es hört niemals auf, das Morden und Bombenlegen, denkt Priester. Der Maulwurf der Gewalt taucht immer wieder auf, egal wie viele Gänge man zerstört. Er seufzt und wischt sich Schweiß von der Stirn. Ihm ist heiß.

Zu seinem Team sagt er: »So meine Herren, Oswalds Wagen ist mit einem Sender ausgestattet. Wir werden gewarnt, sollte er umdrehen. Unser erster Check hat ergeben: keine Alarmanlagen, keine Kameras. Sie wissen, wonach Sie suchen. Sie haben die ganze Nacht lang Zeit. Ich will Resultate. Scannen Sie Briefe, durchsuchen Sie Kleiderschränke, kopieren Sie Festplatten, klopfen Sie Wände ab.«

Im zu großen weißen Schutzanzug, den er wie alle hier trägt, um keine Spuren zu hinterlassen, sieht Dr. Priester noch verlorener aus als in dem dicken Wollpullover, den er darunter trägt.

Seine grauen Augen hingegen funkeln angriffslustig im faltigen Gesicht. Diese Hausdurchsuchung ist ein Risiko. Die Anzüge und Gesichtsmasken sollen verhindern, dass Fingerabdrücke oder Haare zurückbleiben, die entdeckt werden könnten, denn es liegt keine Genehmigung der Staatsanwaltschaft vor.

Sein Blick gleitet über Schränke und Bilder. Alles ist alt und gepflegt, mit der Patina, die nur auf echter Qualität entstehen

kann. Europäische Geschichte, französische Malerei des 18. Jahrhunderts, Eichenschränke und Schalen aus Olivenholz. An prominenter Stelle hängt ein Porträt von Claus von Stauffenberg. Daneben steht eine große geschnitzte Statue des Zeus in Stiergestalt mit der geraubten Königstochter Europa auf dem Rücken des olympischen Gottes.

Priester nimmt einzelne Bücher aus einem Regal, in dem auf mehreren Metern unzählige Druckwerke stehen. Manche Erstausgaben, vor 150 Jahren und mehr gedruckt. Er stellt sie ehrfürchtig und vorsichtig zurück und hinterlässt dennoch kleine Spuren in der alles bedeckenden Staubschicht.

Er geht in den ersten Stock, wo einer seiner Mitarbeiter ihn zu sich winkt: »Hier ist Karl von Oswalds Zimmer, Chef. Ein Kinderzimmer mit Zigarettensummeln«, sagt der Mann, der Notizzettel durchblättert.

»Irgendwas Interessantes bisher?«, fragt Priester.

»Alles. Von Einkaufslisten bis zu selbstgeschriebenen Gedichten lässt sich hier absolut alles finden. Nur bisher nichts für uns. Es ist schwierig, nicht aus Versehen aufzuräumen.«

Das Büro des Eigentümers des Hauses, Armin von Oswald, erinnert Priester an sein eigenes Arbeitszimmer. Hier kopiert der IT-Experte seines Teams soeben die Festplatte eines Computers. Priester kennt den Mann kaum. Man hat ihm gesagt, er gehöre zu den Besten der BKA-Abteilung Informationstechnik. Er muss auf diesem Feld der Meinung anderer vertrauen.

»Nichts Besonderes hier. Die Kiste hat einige Jahre auf dem Buckel. Altes Betriebssystem, kleine Datenmenge, kein Passwort.«

Der IT-Experte sieht selbst in dem weißen Schutzanzug aus wie ein typischer Computerfreak, denkt Priester. Die Brille, die Schweinsäuglein und der Fünftagebart. Der runde Rücken, die fehlende Eleganz, und schon habe ich ihn in eine Schublade sortiert, die mir nicht geheuer ist, denkt er.

»Herr Priester, hören Sie zu? Kann ich hier oben mit dem Standardprozedere weitermachen und dann in den Keller gehen? Tim hat gefunkt, da gäbe es Spannenderes als die Kiste von diesem Opa.«

»Armin von Oswald ist kaum älter als ich«, antwortet Priester, jedoch nicht so scharf, wie er es gegenüber anderen getan hätte.

Der Techniker verunsichert ihn. »Arbeiten Sie ganz nach Ihrer Einschätzung. Sie haben freie Hand.«

Der Mann dreht sich zum Bildschirm und sagt nichts.

Priester bleibt und blättert durch Bücher und Akten. Juristische Fachliteratur, handschriftliche Briefe in verschiedenen Sprachen, Firmenunterlagen. Priesters Mitarbeiter in der BKA-Zentrale in Wiesbaden haben ihm einen langen Text über Armin von Oswald aus einer alten Zeitung ausgegraben. Er hat bis vor einiger Zeit ein Stahlwerk besessen und geleitet. Ein verhältnismäßig kleines Werk, spezialisiert auf Werkzeug- und Spezialstahl.

In dem Artikel war beschrieben, wie von Oswald in Rente gehen wollte. Bis eines seiner Kinder die Nachfolge hätte antreten können, hätte es noch Jahre gedauert. Und schließlich verkaufte er das Werk an eine chinesische Holding.

Die privaten Briefe werden, von Gummibändern gebündelt, in einer breiten Schublade unter der Platte des Schreibtisches aufbewahrt. Zuerst überfliegt Priester sie systematisch und schnell. Dann verlässt der Techniker den Raum. Es wird still, nur das Rascheln des Briefpapiers ist hörbar, und er verliert sich einige Minuten. Da knackt das Funkgerät: »Chef? Könnten Sie in den Keller kommen? Sofort?«

Als Priester den Kellerraum betritt, sitzt der Techniker mit seinem Laptop im Schoß auf dem Fußboden aus grauen Fliesen.

»Folgendes«, er räuspert sich und deutet auf einen digitalen Wecker, der neben Kabelrollen und verschiedensten anderen Instrumenten auf einer Werkbank steht. Der Raum ist fensterlos. Priester schaut nach etwas Auffälligem. Den Profilen zufolge, die seine Mitarbeiter im Vorhinein von den von Oswalds erstellt haben, müssen die Dinge der Tochter, Franziska von Oswald, gehören. »Das ist kein Wecker, sondern eine Kamera mit Bewegungssensor«, murmelt der Techniker und überprüft an Priesters Gesicht, ob der versteht. »Sie sehen ja selbst: Hier beschäftigt sich jemand mit Elektronik. Die Kamera ist angeschaltet.«

»Was bedeutet das?«, fragt Priester.

»Vermutlich sind Bilder von mir aufgenommen worden.«

»Bitte?« Priesters Stimme ist eine Spur lauter. »Können Sie auf den Speicher zugreifen?«

»Das wird nicht lokal gespeichert.«

Priesters Gesicht ist steinern. »Heißt, wir kommen nicht ran? Wie lange ist das her?«

Der Techniker schaut auf seinen Laptop. »Vier Minuten. Ganz ruhig. Die Frau, deren Technik das ist, ist in Hannover, haben Sie gesagt.«

Die Kälte, die der Kommissar ausstrahlt, scheint bei dem Techniker nicht anzukommen.

Der betrachtet unbeteiligt das Foto und fragt: »Also, was soll passieren?«

»Sind Sie jetzt mal still«, zischt Priester.

Er nimmt sein Funkgerät. Die Ausdauer, die er bei Ermittlungen zeigt, und die Aufklärungsquote, die er in seiner Karriere erreicht hat, sind die Gründe, weshalb seine Vorgesetzten ihn bei der momentanen Anschlagsserie als leitenden Ermittler eingesetzt haben. Er hat sein Leben lang Angefangenes mit einer gewissen Sturheit zu Ende gebracht. Diese Beharrlichkeit ist seine Stärke. Zudem war Priester auch einfach an der Reihe. Für Fälle mit einer solchen medialen Aufmerksamkeit wie diese Anschlagsserie eingesetzt zu werden, gilt unter Kriminalisten als Auszeichnung. Als eine Art Medaille nach 25 Dienstjahren.

»Allesamt Masken auf,« funkt er. »Ohne unnötige Gespräche weiterarbeiten. Höchste Alarmbereitschaft und Tempo! Im Keller wurde eine Überwachungskamera gefunden, möglicherweise gibt es mehr.« Anschließend beordert er seinen dienstältesten Mann vor das Haus. »Ziehen Sie sich eine Streifenuniform an. Sollten Kollegen auftauchen, klären Sie die Situation so gut Sie können. Sollte jemand anderes sich Zutritt zu dem Haus verschaffen wollen, verhaften Sie die Person.«

Er dreht sich unwillig zu dem Techniker um, dessen Namen er noch immer nicht kennt. Ob er will oder nicht, er braucht ihn. »So. Sie und ich drehen jetzt in diesem Raum jeden Gegenstand um und Sie sagen mir, was ich sehe.«

Sie öffnen Schubladen und der Techniker identifiziert Magneten und Spulen in allen Größen für Lautsprecher, Membranen für Mikrofone und Materialien zur Herstellung von Computerchips. Fasziniert streicht er mit den Fingern darüber und sagt: »Genug und von genügender Qualität, um Abhörmaterialien eines Geheimdienstes zu bauen. Oder aber ein Musikstudio.«

Als sie in einer Schublade Reagenzgläser und Chemikalien entdecken, ist zwar des Technikers Begeisterung geringer, dafür glimmt in Priesters Augen Hoffnung auf. »Wenn das ausreicht, um Nervengift herzustellen, dann haben wir eine Spur. Ohnehin erscheint mir dieser Keller nicht normal. Werkzeuge und Materialien für so viel Geld.«

Der Techniker grunzt unter seiner Maske. »Wenn Ihr Verein mir mehr zahlen würde, sähe es bei mir zu Hause ähnlich aus. Das hier sind Bausteine, gut. Ich muss Ihnen wohl kaum erklären, dass das keine Beweise sind.«

Priester sagt nichts und schaut auf seine Uhr. »Sind wir hier ansonsten durch?« Dann funkt er: »Bitte hier unten im Keller noch Proben von allen Chemikalien und Spuren an den Werkzeugen nehmen. Dann langsam zum Abschluss kommen«, und steigt nachdenklich in den ersten Stock. Dabei reibt er sich über die Augen. Es ist spät. Der Mann hat vermutlich recht. Sie haben de facto wieder nichts Konkretes gefunden. Die Auswertung könnte selbstverständlich Anderes ans Licht bringen. Doch bisher: keine Pläne, keine Waffen. Es liegt gegen die von Oswalds nichts vor, außer den Anschuldigungen von Konstantin Berger. Priester reibt sich erneut die müden Augen. Gedanken, die heute Nacht nicht mehr zu Ende gedacht werden müssen.

Seine Mitarbeiter packen Geräte zusammen und ziehen die Vorhänge zurück. Als er als Letzter in das zunehmend heller werdende Dämmerlicht tritt, wartet dort bereits frierend das Team. Im Haus lassen sie außer einzelnen Spuren im Staub und einigen Wanzen nichts zurück.

Die Wolken hängen tief und schnüren die kalte Luft zwischen sich und der Erde ein, schon bevor der Tag gänzlich hervorgekrochen ist. Hundert Meter entfernt beobachtet eine alte Dame im Pelzmantel ihren Dackel, beachtet indes die Männer nicht, die aus der Einfahrt der Oswald'schen Villa huschen und in einem weißen Lieferwagen verschwinden.

2. Kapitel

Die Polizei im Haus der von Oswalds. Sie wühlt sich durch Unterwäsche und durchleuchtet privates Leben, das hinter Mauern stattfindet, die Eindringlinge abhalten sollen. Sie schnüffelt in Schubladen, öffnet Toilettenspülkästen. Und alles ist meine Schuld. Weil ich nicht meine Klappe halten konnte. Weil ich im Schlafanzug vor dem Kommissar saß. Weil ich meine Klappe nicht halten *wollte*.

Begonnen hat alles letztes Jahr kurz nach Ostern. Bei den großen Antikriegsdemonstrationen in Berlin. Damit von mir aus dieser Zeit kein falsches Bild entsteht: Ich verbrachte eigentlich meine Tage an einem grauen Schreibtisch mit Laptop und Topfpflanze. Ich arbeitete bei der größten europäischen Firma für Papierproduktion, Schmitzke & Co. Mein Universitätsabschluss war nicht besonders gut. Mein Studienfach – Geografie – nicht besonders gefragt. Mein Lebenslauf nicht besonders ausgefeilt. Ich habe nie im Ausland studiert. Und daher wurde ich bei der Papierproduktion eine Art besserer Sekretär. Meine Aufgabe war es, für meine Chefs Termine zu arrangieren und zu organisieren. Gelegentlich durfte ich auch Daten für sie aufbereiten und ihre Präsentationen überarbeiten.

Was mich zu den Demonstrationen nach Berlin getrieben hat, war nicht mein dringender Wunsch nach Meinungsäußerung. Für gewöhnlich reicht es mir, meine Meinung alle vier Jahre an der Wahlurne zum Ausdruck zu bringen. Sicher, ich habe eine ungefähre politische Haltung, und es ist klar, dass ich nie konservativ wählen würde. Die Flüchtlingsthematik finde ich wichtig, Menschlichkeit auch. Während meines Studiums habe ich ein paar linke Demonstrationen besucht. Aber da hatte ich auch noch Freunde (rückblickend ist die Bezeichnung »Bekannt« treffender, damals nannte ich sie Freunde), die man dort erwartet. Wie bei solchen Bekanntschaften üblich, haben wir heute, ein paar Jahre nach meinem Abschluss, keinen Kontakt

mehr. Im Universitätskosmos werden Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen zusammengewürfelt. Sie sind in vielen Positionen unentschlossen und betrachten ihren Weg noch als grundsätzlich gestaltbar. Die Visionen ihrer eigenen Zukunft pendeln in dieser Zeit zwischen Aufsichtsratsmitglied in einem DAX-Konzern und Krabbenfischer in der Arktis. Dann verstreicht die Zeit, ich mache Praktikum nach Praktikum und lande schließlich als Sekretär bei einer Papierproduktion. Der andere hat sein Studium abgebrochen, ist Schreiner geworden und lebt in einer Wagenburg.

Vermutlich war es also Leyla, die mich nach Berlin fahren ließ.

Leyla war erst kurz zuvor in das Stockwerk unter die Wohnung gezogen, in der ich seit meinem Umzug nach Köln mein Zuhause hatte. Leyla Aydin und ihr Sohn Paul. Wir waren uns eine Woche vor den Demonstrationen vor ihrer Wohnungstür begegnet. Sie hatte eine große Kiste getragen, über deren Rand nur eben so ihre Nase ragte. Ich hatte mich als Nachbar vorgestellt.

»Hi, ich bin Konstantin. Von oben drüber.«

»Schön. Ich bin Leyla.« Sie hatte Sommersprossen auf der Nase. Ihre Stimme klang vibrierend und kratzig hinter der Pappe des Kartons hervor. »Und das ist mein Sohn Paul.« Sie deutete mit einem Kopfnicken hinter sich, wo ein gestapeltes Chaos zu erkennen war. Darin saß ein kleiner Junge mit strubbeligen und genauso schwarzen Haaren wie die der Mutter, von vielleicht sechs oder sieben Jahren, auf etwas, das aussah wie ein auf die Seite gelegter Kühlschrank.

»Kann ich dir den Karton abnehmen?«, hatte ich gefragt und sie hatte ihn in meine Arme plumpsen lassen und dankbar gegrinst. Sie hatte kleine Fältchen um die Augen. Ich war ihr in das Chaos gefolgt, wo sie erst Platz freischieben musste, damit ich das Wohnzimmer erreichen konnte, wo der Karton abgeladen werden sollte.

Sie arbeitete in einem Bioladen, er besuchte die erste Klasse der Grundschule.

»Ich bin in Eile. Muss noch mal los. Mein Ex-Freund wartet an der alten Wohnung. Und dann kommt meine Mutter später zum Abendessen. Ich weiß gar nicht, wie ich hier etwas kochen soll.

Vielleicht bestelle ich Pizza.« Sie redete unglaublich schnell, so als ob sie ihre Eile zusätzlich unterstreichen wollte. »Wie wäre es, wenn ich morgen bei dir zum Tee vorbeischaue? So um fünf? Auf gute Nachbarschaft!«

Nicht ich lud sie ein, sondern sie sich selbst. Das weiß ich noch genau. Ich war von der ersten Sekunde an von ihr begeistert.

Zuerst war es eine Begeisterung, die keine konkreten Gedanken oder Wünsche beinhaltete. Vielleicht gerade, weil sie bei diesem ersten Kennenlernen wie eine erwachsene Frau wirkte, war ich zunächst der Überzeugung, sie spiele in einer ganz anderen Liga als ich. Sie war so viel geformter. Dabei war sie nur drei Jahre älter und sah zwar gut aus, aber auch nicht phänomenal außergewöhnlich gut. Es war wohl das Kind, das mich zunächst einen maßgeblichen Unterschied zwischen Leyla und mir vermuten ließ. Und auf sehr vielen Ebenen stimmte das damals. »Damals«, das klingt so lange her, dabei fand diese Begegnung vor weniger als einem Jahr statt. Jedenfalls stimmte das damals weitaus mehr als heute. Es fühlt sich so an, als hätten die Erlebnisse mich erwachsener gemacht. Sie haben mich auf jeden Fall gelehrt, meine Wünsche besser zu verstehen. Mich weniger willenlos gemacht.

Mein eigener Umzug nach Köln lag erst einige Monate zurück. Seitdem verließ ich morgens gegen acht Uhr das Haus und fuhr zu Schmitzke & Co. Dienstags und freitags ging ich nach der Arbeit zu einem Fußballverein. Nach dem Training aßen wir noch gemeinsam Currywurst und tranken zwei Bier. Mit den meisten der Jungs konnte ich ansonsten nicht viel anfangen – oder sie nicht mit mir. Im Übrigen hatten die Netteren unter ihnen eine sehr volle Woche, wohnten lange oder sogar schon immer in Köln und hatten entsprechend eingeschworene Freundeskreise. Wenn ich alte Tagebucheinträge aus der Zeit aufschlage, scheint es mir, als sei ich damals ziemlich einsam gewesen. Von kalten Abenden ist dort zu lesen. Der Hof still, die Küchenzeile leer und die Ablage gewischt. Und sonst passiert nichts.

Ich wusste, dass das Kind mitkommen würde. Was ich nicht wusste: Wie schwierig es ist, sich zu unterhalten, während ein kleines, lautes Wesen sich als das Zentrum des Universums begreift.

Der Schaufelbagger drehte Runde um Runde durch das Wohnzimmer.

»Türkische Eltern. Interessant! Türkei, Türkei. Beşiktaş, Galatasaray. Meine Eltern waren da mal im Urlaub. Woher genau kommt deine Familie?«

Ein Stuhl fiel krachend zu Boden. Ich versuchte, ihren Sohn zu beruhigen, baute mit ihm eine Kissenburg und ging dann zurück zu der Couch und fragte, ob sie noch Tee wolle. Sie schaute von ihrem Handy auf, lächelte, lehnte sich in die Kissen zurück, schüttelte den Kopf und murmelte: »Nein, danke.«

Hinter meinem Rücken schrie der Junge, ich wirbelte herum. Er hatte sich im Burgverlies an der Tischkante gestoßen. Es war nicht sonderlich schlimm, doch ich hatte Mitleid. Also spielten wir zur Aufheiterung Verstecken, was damit endete, dass ich längere Zeit im Kleiderschrank stand. Interessanterweise machte mir das Spaß und wir spielten noch eine Runde. Als Leyla schließlich sagte, sie müssten jetzt gehen, hatte ich mit ihr noch immer nicht viel geredet, was sie nicht sonderlich zu stören schien. Aber ich hatte mich mit Paul angefreundet. Und auf eine um die Ecke gedachte Art schien mir das durchaus in Ordnung, denn ich begriff die beiden als eine Einheit.

In den folgenden Tagen musste ich bis spätabends im Büro bleiben, die Woche drauf hatte ich Urlaub und wollte vorgreifend einiges erledigen. Freitagnachmittag machte sich mein Fleiß dann bezahlt und ich kam pünktlich nach Hause. Da klingelte es und meine neue Nachbarin stand vor mir, ihren Sohn an der Hand. Sie fragte, ob ich für einige Stunden auf Paul aufpassen könne. Sie müsse dringend etwas erledigen, ihre Mutter käme erst morgen nach Köln zurück, ihre beste Freundin läge mit einer schweren Grippe im Bett und ihr unsäglicher Ex-Freund sei nicht erreichbar. Ich fühlte mich geehrt. Wow, dachte ich. Wenn sie mir ihren Sohn anvertraute, hieß das, dass sie mich mochte. Ich sagte: »Klar.«

Es sagt viel über Leyla aus, dass sie mich nur wenige Stunden erlebt hat und anschließend Paul in meine Obhut übergab. Was sie in meinen Augen nicht im Geringsten als schlechte Mutter kennzeichnet. Sie ist jemand, die sich blind auf ihre instinktive Menschenkenntnis verlässt. Und wen sie als »gut« klassifiziert, dem vertraut sie. Und das zeigt sie demjenigen auch. Von der

ersten Begegnung im Hausflur an lag diese bestimmte Form von warmem Vertrauen zwischen uns, von dem man weiß, dass es außerhalb anderer Gefühle steht. Dass darauf Verlass ist.

Paul und ich gingen in den Park, lagen auf einer Decke im frühlingwarmen Gras und suchten Figuren in den Wolken am Himmel (»Ein Schaf? Was für ein Quatsch. Auto meinerwegen. Nen Löwen kann ich vielleicht auch noch sehen. Aber doch kein Schaf! Weißt du überhaupt, dass das Cumuluswolken sind? Nein? Siehst du. Du hast keine Ahnung. Das ist sicher kein Schaf. Höchstens ein Auto.«), als es neben uns laut auf dem Gehweg schepperte. Ein Mann mit zotteligem Bart war von seinem Fahrrad gestürzt und Pfandflaschen rollten in alle Richtungen über den Asphalt. Einige waren zu Scherben zerbrochen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte ich.

Er nickte und untersuchte auf dem Boden sitzend seine aufgeschürften Hände. Sein dicker Parka schien den Sturz einigermaßen aufgefangen zu haben.

»Ist Ihnen nicht zu warm?«

Er schien mich nicht zu hören und ich wiederholte lauter: »Ist Ihnen nicht zu warm?« Vielleicht verstand er mich nicht. Er sah ausländisch aus. »Was ist denn passiert?«, wollte ich wissen und half ihm, die Flaschen zusammenzusammeln. Jetzt sah er mich an, lächelte und zeigte auf seine Ohren und seinen Mund und machte schnelle Bewegungen mit den Fingern. Stumm.

Ich schaute mir sein Fahrrad an und sah, dass die Kette gerissen war. »Ich wohne in der Nähe. Wollen Sie sich die Hände waschen?« Ich imitierte eine Händewasch-Geste. Ob er mich verstand, weiß ich nicht, aber er nickte.

Er schob sein Fahrrad hinter uns durch den Hausflur und parkte es im Hof. Seine Augen tasteten die Sammlung von alten Fahrrädern ab, die dort an die Mauer gelehnt standen.

Er zeigte auf mich und machte eine Geste, die wohl die Benutzung eines Schraubenschlüssels bedeuten sollte.

»Jetzt lass uns lieber erst einmal hochgehen und die Hände säubern«, beeilte ich mich zu sagen und formte die Buchstaben mit meinen Lippen überdeutlich.

In der Wohnung stand er unschlüssig im Flur. Ich dirigierte ihn in das Badezimmer. Nachdem er sich die Hände gewaschen

und desinfiziert hatte, fragte er noch einmal nach einem Schraubenschlüssel. Ich ging und holte meinen Werkzeugkoffer.

Nach einer halben Stunde brachte er das Werkzeug ordnungsgemäß zurück, streichelte Pauls Kopf und schüttelte mir überschwänglich die Hand. Dann kramte er verschiedenste Sachen aus seiner riesigen Parkatasche, bis er einen Zettel und einen Stift in der Hand hielt. Darauf schrieb er etwas ungelenk: »Jürgen.« Ich schrieb schnell meinen und Pauls Namen darunter und ärgerte mich, uns nicht früher vorgestellt zu haben. Nachdem er gegangen war, sah ich, dass er eine Zeitung liegengelassen hatte.

Als Leyla ihren Sohn abholen kam, ließ sie sich leider nicht zu einem Abendessen einladen. »Aber wenn du möchtest, kannst du morgen mit zu einer Party kommen. Ein Freund feiert groß Geburtstag.« Ich ließ mich nicht zweimal bitten und sagte zu. Trotz dieses netten Angebotes zog es, nachdem sie gegangen war, ein wenig an der Stelle in der Brust, wo der Nerv der Einsamkeit sitzt. Ich griff mir die Zeitung, die der Landstreicher hatte liegen lassen, und ging ins Sternchen.

Das Sternchen ist nicht weit von mir entfernt. Es kommen vor allem Taxifahrer hierher, die zu jeder Tages- und Nachtzeit Kaffee und Spiegeleier bestellen. Frühstück wird praktisch ab null Uhr serviert. Je nachdem, ob die Schicht vor oder hinter ihnen liegt, trinken sie Bier.

In der Zeitung las ich lokale Geschichten aus Köln. Fußballer verlässt nach vielen treuen Jahren den FC und wechselt nach England. Schließlich kam ich im Politikteil an und fand eine kleinere Reportage über eine Hausbesetzung im Rahmen der zu der Zeit regelmäßig stattfindenden Antikriegsdemonstrationen in Berlin. Es handelte sich um eine leerstehende Fabrik in einem Berliner Vorort namens Zillow. Sie zitierten einen Wortführer der Besetzergruppe: Karl von Oswald. Er sagte Sätze über den Widerstand gegen den deutschen Rechtsruck, Flüchtlinge und über die Pflicht zu einer internationalen Solidarität. Anschließend ging es um die Perspektive der Polizei, die bisher noch nicht reagiert hatte, jedoch aus Sicht der Zeitung nur einen günstigen Moment für die Räumung abwartete. Dann stellte sich Mitch, einer der jüngeren Taxifahrer, neben mich an den Tresen und schimpfte auf den wechselbereiten Fußballspieler.

Als Bremen-Fan kannte ich das Problem, dass die besten Spieler immer abwanderten, und wir verloren uns in einem Gespräch.

Später, als ich in meinem Bett lag und die Uhr leise tickte, kam mir die Fabrik in Zillow erneut in den Sinn. Irgendwann musste die Polizei kommen und die Fabrik würde sich zurück in eine Ruine verwandeln. Schade, dachte ich, schaute ins Dunkel und träumte im Halbschlaf mit einem diffusen Abenteuergefühl von dieser Besetzung.

Abends holte Leyla mich ab und wir gingen gemeinsam zu der Party. Sie trug eine schwarze Lederjacke über einem weißen T-Shirt, braune, kurze Stiefel und sie hatte ihre Mähne zu einem Dutt hochgesteckt.

Als wir ankamen, standen bereits viele Leute in einem abseits gelegenen Haus herum. Mit einigen war Leyla zur Uni gegangen und sie begrüßten sich überschwänglich und redeten schnell über alte Themen. Ich bekam ein Bier in die Hand gedrückt und stand etwas deplatziert und stumm daneben.

Dann hörte ich, dass sie Berlin und die Demonstrationen erwähnten. Ich erzählte von dem Zeitungsartikel über die besetzte Fabrik. Leyla lachte, wobei ganz süße Grübchen entstanden, und sie sagte: »Genau da will ich morgen hinfahren! Ich kenne Karls große Schwester aus der Schule. Und auch sonst sind in Zillow noch ein paar Freunde von mir. Wir wollen zusammen die Demo besuchen. Komm mit, wenn du willst.« Ich zuckte unsicher mit den Schultern.

Das Gespräch sprang zurück zu alten Geschichten und ich entfernte mich und drehte eine Runde durch das Haus. Sie sollte nicht denken, ich käme hier nicht alleine zurecht. Was sich allerdings in der Tat nicht als einfach erwies. Versuche, sich auf Partys mit einem Kommentar in Gesprächsrunden zu schieben, gehören zu den unschönen, aber leider notwendigen Momenten, wenn man neu in einer Stadt ist. Mich dabei selbst zu beobachten, war mir unangenehm.

Es verging etwas Zeit, in der ich mich bemühte, nicht auffällig lange alleine an einem Ort zu stehen.

Nach dem dritten Bier wurde es einfacher. In der Küche mischte jemand Cocktails. Ich wurde freundlich angelächelt und die

Cocktailmischerin stellte sich als Marie vor und fragte, ob ich auch einen Bloody Mary wollte. Ich sagte Ja.

Wir blieben in der Küche stehen und erzählten eine Weile. Bis sie mir zuzwinkerte und mir ins Ohr flüsterte, sie kenne ein gut gehütetes Partygeheimnis. Im Keller gäbe es eine Tiefkühltruhe voll mit Jägermeister. Ich folgte ihr.

Der Jägermeister war kein allzu großes Geheimnis mehr und eine trinkfreudige Runde hatte sich im Raum mit der Tiefkühltruhe versammelt. Auch Leyla sah ich mit einem Pinnchen. Marie nahm mich an der Hand, wir tranken erst einen, dann noch einen und nach dem dritten küsste sie mich. Das passierte schnell und unvermittelt. Sie stieß mit mir an, beugte sich mit derselben Bewegung nach vorne und küsste mich ohne zu zögern auf den Mund. Und sie hörte nicht nach einer flüchtigen Berührung der Lippen auf, sondern machte weiter. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

Dann musste ich pinkeln, sagte »Bis gleich« und auf der Toilette strahlte mich mein Spiegelbild begeistert an.

Es drängelten sich immer mehr Menschen in den Flur, der mit gelben und roten Lampions geschmückt war. Ich musste mich durchkämpfen, vor der Toilette war eine Schlange gewesen, und so brauchte ich ein bisschen, bis ich zurück im Keller war. Marie war nicht mehr dort. Ich schaute im dunklen Raum allen Leuten ins Gesicht. Sie war nicht dabei. Dann rannte ich hoch, suchte in der Küche, draußen vor dem Haus, in der Toilettenschlange. Ich fand sie nicht. Sie wird schon zu mir kommen, redete ich mir ein und stellte mich wieder in die Küche, wo sich die Unterhaltungen um Filme drehten, die ich nicht kannte. Es war verraucht dort und mir wurde ein wenig übel, daher wechselte ich ins Wohnzimmer. Die Musik hier war sehr laut, anscheinend wurde erwartet, dass man jetzt tanzen wollte. Ich machte einige Schritte vor und zurück. Lange hielt ich das nicht alleine durch. Ich drehte noch eine Runde durch alle Zimmer. Marie war nicht auffindbar. Stattdessen sah ich Leyla, die zwischen zwei Männern vor dem Haus stand und gestikulierend diskutierte. Sie registrierte mich. Das sah ich genau. Und dann wandte sie sich zur Seite. Weg von mir. Ich stellte mich neben sie, sie redete weiter, als sei ich Luft. Warum? In meinem Kopf wirbelte immer schneller ein Karussell. Der Rausch schien zuzunehmen. Ich verstand

nichts von dem, was sie sagte, konnte der Unterhaltung nicht folgen. Der einzige Gedanke, der sich immer klarer manifestierte, war, dass ich dringend diese Party verlassen musste.

Schwankend machte ich mich auf den Heimweg. Frust überfiel mich wie eine Raubkatze ihr Opfer und ich schubste wütend zwei Mülltonnen um, die auf dem Bürgersteig standen. Kleine Mauern vor den Vorgärten. Drinnen glückliche Familien, die vom Urlaub in Thailand träumten. Hinter mir erklangen schnelle Schritte, rennende Schritte, und bevor ich mich vollends umdrehen konnte, sprang mir Leyla auf den Rücken.

Sie tanzte vor und zurück und zog mich am Arm über die Straße. Meine Schritte waren unkoordiniert. Aber ist okay, dachte ich. Ihre sind es auch. Dann drehte sie eine Pirouette. Ich merkte, davon konnte ich nicht viele tanzen, ohne zu fallen. In meinem Sichtfeld tauchte ihr Mund sehr nah vor mir auf, sie lachte. Ich nutzte die Gelegenheit, die nächste Pirouette abzuwehren, nutzte die Gelegenheit, keine Hemmungen zu haben, nutzte die Gelegenheit der Nacht. Und dieses Mal war ich es, der schnell war und sie küsste.

3. Kapitel

Das war ein Fehler. Sie wollte nicht, ich hielt sie fest, betrunken wie ich war. Sie geriet in Panik, versuchte sich zu befreien. Ich reagierte mit einiger Verzögerung. Dachte vielleicht auch, das sei noch Teil des Spiels. Sie mobilisierte ihre Kräfte, vielleicht sogar für einen Moment voller Angst, und schubste mich mit Wucht von sich weg. Ich fiel nach hinten auf mein Steißbein. Dann rief sie die Worte, die ich trotz des Alkoholnebels nicht vergessen habe: »Was bildest du dir eigentlich ein? Gehst mit mir auf eine Party, knutschst mit dieser Idiotin rum und weil du bei ihr nicht landest, versuchst du es bei mir. Fick dich. Typen wie du kapiieren einfach gar nichts. Wir sind Nachbarn und nett zueinander. Sonst nichts.«

Den nächsten Tag verbrachte ich verkatert und innerlich verletzt und wiederholte in meinem Kopf die Szenen des Abends wieder und wieder. Mir kam nicht in den Sinn, Leyla nach Berlin zu fragen. Weniger wegen der Zurückweisung, sondern mehr wegen meines allgemein miesen Zustandes. War es denn wirklich eine Zurückweisung gewesen? Drückten ihre Worte nicht viel eher Enttäuschung über mein Verhalten aus?

Am Sonntag saß ich dann morgens in meiner Wohnung vor einem gelösten Kreuzworträtsel und es zerrte und jaulte in mir. Eine Woche Urlaub lag vor mir und ich wusste nichts damit anzustellen. Sie würde vergehen mit Zocken und Fernsehen, fürchtete ich. Ich nahm lustlos eine Supermarktwerbung, blätterte auf der Suche nach Inspiration in ihr umher. Dagegen hämmerte es von der anderen Seite des Kopfes: »Dann tu doch was. Dann ändere doch was. Du bist frei, niemand hindert dich.« Ich hoffte, dass das Telefon klingeln würde. Es blieb stumm. Das Hämmern wurde penetranter. Tick, Tick, Tick. Ich startete den Laptop und schloss den Controller an. Die erste Runde Fifa half. Dann kam es wieder: Tick, Tick, Tick. Etwas musste geschehen. Jetzt. Plötzlich brach die Kapsel hinten in meinem Kopf. Die Gedanken

»Berlin und Leyla« strömten heraus. Vor allem »Leyla«. Die Kapsel wäre da im Normalfall verrottet, wie das bei jedem von uns tagtäglich mit Millionen Gedanken geschieht. In diesem einen Moment, zu dieser Uhrzeit, bei dieser Temperatur, in dieser Jahreszeit, da zersprang die Hülle des Samens und rasend schnell wuchsen Stränge, wie bei einem Pilzmyzel im feuchten Spätsommer. Gefilmt im Zeitraffermodus. Sie überwucherten meinen Willen. So kam es, dass ich nach Berlin fuhr.

Ich schlug mit der Faust auf den aufgeräumten Küchentisch, knüllte die Supermarktwerbung zusammen und stand auf. Einen kleinen Rucksack gepackt, eine Zeitung gekauft, schon stand ich am Automaten der Deutschen Bahn und kurze Zeit später saß ich im Zug Richtung Berlin.

Die Schaffnerin kam: »Die Fahrkarten, bitte.« Sie bellte mehr, als dass sie sprach. Ich reichte ihr meine. Sie schaute, stempelte und merkte an: »Ohne BahnCard.« Dann lehnte ich den Kopf gegen das kühle Glas und dachte nichts und schaute in die vorbeifliegende Landschaft aus Wald und Heide. Der Himmel war wolkenverhangen.

Am Berliner Hauptbahnhof wechselte ich in einen Bus.

Schließlich hielt er am Stadtrand und mit mir gemeinsam stiegen eine Frau und ein Mann mit Dreadlocks und indischen Wickelröcken aus. Brandenburg hatte soeben begonnen, von hier war es nicht mehr weit bis zu der besetzten Fabrik. Die beiden waren sicherlich dorthin unterwegs. Auf dem Bürgersteig kniete ich umständlich nieder und band mir meine Schuhe neu. Als sie ein Stück Abstand gewonnen hatten, folgte ich ihnen.

Wir gingen auf einer wenig befahrenen Landstraße und dann bogen sie in eine Fabrikeinfahrt ein. Das besetzte Gebäude wurde sichtbar. Es war ein Betonklotz mit einer ehemaligen Werkshalle im unteren Bereich und zwei Reihen Fenstern in den oberen Stockwerken, hinter denen vermutlich vormals Büroräume lagen. Einzelne Fenster waren mit Folie verklebt. Vom Dach wehten bunte Fahnen, drei hölzerne Windräder drehten sich. Banner flatterten an der Gebäudewand.

Die beiden, die mit mir den Bus verlassen hatten, waren verschwunden. Ich hätte Leyla anrufen sollen. Wie wirkte das denn, wenn ich hier einfach auftauchte? Wie ein Stalker.

Unbemerkt blieb ich erst einmal im Schatten von Bäumen stehen und verschaffte mir einen Überblick.

Schaufelzähne eines rostigen alten Baggers, der in einer Ecke des weitläufigen Hofes stand, blitzten silbern an den frisch zerkratzten Stellen. Die Arbeit der Maschine schien erledigt. Die Hälfte des brüchigen Asphalts war zur Seite gerissen und in geraden Ackerfurchen strebten hunderte kleine grüne Pflänzchen zur Frühlingssonne. Jemand stellte ihnen soeben Bambusstöcke zur Seite. Man schien sich für längere Zeit einzurichten. An der Flanke des Gebäudes saß eine Gruppe Menschen unter zwei verblichenen Coca-Cola-Sonnenschirmen. Von irgendwoher schallte metallenes Hämmern. Ich versuchte, die Schrift auf den Bannern zu entziffern. »Refugees Welcome!«, konnte ich lesen. »No Border, No Nation!« Und: »Keine Massentierhaltung!« Und: »Gegen den Neo-Imperialismus!«

Nun stand ich einige Minuten dort, dachte und hoffte, ich würde Leyla sehen. Besser noch: Sie würde mich bemerken und herüberkommen und sagen: »Toll, dass du da bist. Wir brauchen dich!«

Es kam natürlich niemand. Schließlich gab ich mir einen Ruck, marschierte durch die Einfahrt, vorbei an dem Feld und hin zu den Sonnenschirmen. Sie saß als Teil einer Runde mit dem Rücken zu mir. Alle beugten sich über ein großes Stück Papier, das zwischen ihnen aufgefaltet auf dem Boden lag und aussah wie der Bauplan von irgendwas Elektrischem.

»Ähm, hi«, sagte ich.

»Mensch Konstantin!« Leyla sprang auf und schien ehrlich erfreut. Erleichterung entspannte mein zu einem Grinsen verzerrtes Gesicht. Die Hürde war genommen. »Schön, dass du da bist!«

»Ja«, sagte ich. »Ich saß zu Hause und irgendwie hatte ich Lust und will ein, zwei Tage bleiben. Also auch helfen.«

»Schön!«, antwortete sie. »Das sind die Ingenieure Frida, Michi und Karl. Das hier ist Konstantin. Er ist mein neuer Nachbar in Köln.«

Frida und Michi standen auf und gaben mir die Hand. Karl hingegen löste kaum seinen Blick von dem Plan. »Hallo Konstantin«, sagte er. »Kennst du dich mit Solaranlagen aus?« Bevor ich Nein sagen konnte, fuhr er fort: »Egal. Hast du eine

Isomatte dabei? Schon, oder? Du kannst dich überall hinlegen, bloß nicht in den Weg. Viele, Leyla auch, schlafen im ersten Stock im ehemaligen Aufenthaltsraum.«

Dann schaute er mich an, veränderte seinen Gesichtsausdruck, als würde er dafür innerlich einen Schalter umlegen, er hatte ein hübsches Gesicht mit dunklen Locken und lächelte breit.

Ich schaute Leyla an, sie nickte und sagte: »Wir lassen euch mal besser in Ruhe basteln. Bis später.«

»Bis später«, erwiderten die anderen.

Schweigend gingen wir in das Gebäude hinein. Es war der einzige Moment, in dem Freitagnacht und die Szene auf dem Bürgersteig Thema waren. Und das, ohne dass wir darüber redeten. Ich glaube ernsthaft, dass das eine Fähigkeit der zwischenmenschlichen Kommunikation ist, von der es sich lohnt, sie zu beherrschen: Einzelne Vorfälle aus der Kommunikationsgrundlage auszuradieren. Man kann sie zwar nicht aus dem Gedächtnis löschen, aber man kann beschließen, sie nicht weiter zu berücksichtigen. Also schwiegen wir durch diese Momente hindurch, die dafür gemacht waren, zu reden.

In der Halle schliffen zwei Männer mit elektrischen Schleifgeräten an einem Auto. Die Luft war staubverhangen. In einer anderen Ecke stand ein großes Huhn aus Pappmaché. Leyla deutete dorthin und rief gegen den Lärm des Schleifgerätes: »Auf diesem Gelände soll eine Hühnerzuchtanlage gebaut werden. Die Besetzung richtet sich auch dagegen. Wenn du magst, kannst du dich hier in der Halle später bestimmt nützlich machen. Nun komm erst mal deine Sachen wegbringen. Hast du Hunger?«

Der Nachmittag verlief gut. Ich stand auf einer Leiter und pinselte gemeinsam mit Frida und Michi den gigantischen Pappmachéhahn bunt. Die Leute waren nett, wir hatten Spaß.

Der Abend war ebenso angenehm. Wir kochten als Team in riesigen Töpfen und nach dem gemeinsamen Essen an einem langen Tapeziertisch machte ich den Abwasch und Leyla half mir beim Abtrocknen. Anschließend gab es Wein und Karl zeigte sich als Alleinunterhalter, indem er über die Gesellschaft und Politik monologisierte. Draußen am Feuer wurde Karl ruhiger, obwohl er, das fiel mir auf, neben mir als Einziger die Joints ablehnte, die durch die Runde kreisten.

Erst ging es um Nazis in Brandenburg, dann um Routen für die Demonstration gegen Rechts, die am nächsten Tag stattfinden sollte. Die Polizei hatte einen Sperrbezirk zwischen Demonstranten und Gegendemonstranten eingerichtet. Diejenigen, die sich in Berlin auskannten, überlegten, wie sich dieser umgehen ließe. Dann sprang man zu der Zukunft des Geländes.

»Deutschlands größter Geflügelproduzent will das bestehende Gebäude abreißen und hier eine Geflügelfabrik errichten«, sagte Frida. »Clever wie die sind, weiß die Öffentlichkeit nicht richtig, was das hier werden soll. Das zuständige Baudezernat hat natürlich nichts an die große Glocke gehängt. Jedenfalls soll noch dieses Jahr mit dem Bau begonnen werden.« Sie lauschte ihren eigenen Worten nach. »Allein, wenn ich mir diese Begriffe anhöre, kriege ich einen Hals. Produzent. Fabrik. Um die Aufzucht von Lebewesen zu beschreiben!«

»Und ihr wollt dagegen vorgehen?«, fragte ich.

»Ja, verflucht. Jetzt erst mal die Besetzung halten und dann schlagen wir Alarm. Sonst unternimmt die Politik nie was. Die wollen hier aus Küken Chicken Wings machen und es fand nie eine wie auch immer geartete öffentliche Diskussion darüber statt, ob die Bevölkerung dem zustimmt. Die Küken werden halb lebendig zu Brei gehäckselt, in Förmchen gegossen und gebacken. Naja, wahrscheinlich kennst du so Bilder aus dem Fernsehen.«

Die kannte ich nicht, trotzdem spürte ich mich nicken.

»Jedenfalls lehnen laut Umfragen mehr als fünfzig Prozent der Deutschen diese Form der Tierhaltung ab. Mehr als fünfzig Prozent wären auch damit einverstanden, sie in Deutschland zu verbieten.«

»Aha«, sagte ich und fügte vorsichtig hinzu: »Und trotzdem gibt es viele, die regelmäßig zu Burger King und KFC gehen? Ich sehe in meiner Mittagspause immer die Schlangen in diesen Läden.« Um ehrlich zu sein, sah ich diese Schlangen vor allem deswegen, weil ich regelmäßig Teil davon war. Aber das sagte ich nicht.

»Das ist es ja gerade. Die Leute fressen den Mist und finden es gleichzeitig im Prinzip nicht richtig. Gerade deswegen müsste hier die Politik regulieren. Satt und mit Vernunft stimmen die Menschen in Umfragen gegen diesen Dreck. Hungrig und auf

den Preis schielend, kaufen sie im Laden das meiste Essen für das wenigste Geld. Eigentlich wollen sie es nicht. Für die Umsetzung des abstrakten ›eigentlich‹ müsste die Politik sorgen. Der Konsument ist dumm.«

Dann verließen wir die Hühnchenfabrik, scherzten, lachten und redeten. Grandioserweise passte der einzige Witz, den ich kenne: »Ein Opa sitzt in der Bahn. Ihm gegenüber, ein Punker mit rotem Hahnenkamm. Der Opa schaut den Punker lange an und schüttelt mehrmals mit dem Kopf. Dann reicht es dem Punker und der fragt: ›Alter, hast du früher nichts Verrücktes gemacht?‹ Darauf der Opa: ›Doch, doch. Ich habe Hühner gefickt. Jetzt überlege ich, ob du mein Sohn bist.« Diesmal lachten sowohl Frida als auch Leyla. Das war gut.

Nacheinander gingen Einzelne schlafen. Als zwei der Letzten saßen Leyla und ich am Feuer. Ihren deutlichen Worten vorgestern zum Trotz versuchte ich es noch einmal. Ich sagte so etwas wie: »Das ergibt keinen Sinn, dass so viele Leute in demselben Raum übernachten. Es stehen so viele Büros leer, in denen man schlafen könnte.« Und: »Man würde sicher viel besser in einem leeren Büro schlafen.« Und: »Ui, diese Büros sehen aber gemütlich aus.«

Wenig überraschend schlief ich dann allein in einem der kleinen Räumchen. Während ich meinen Kopf auf meine zusammengefaltete Jacke legte und versuchte, eine Stelle ohne Reißverschluss zu finden, nahm ich immer deutlicher einen Geruch wahr, der an alten Urin erinnerte, vermutlich jedoch aus dem sich wölbenden grauen Teppich kroch. Oder unter der abblätternen Wandfarbe dem Zement entfleuchte. Egal, dachte ich beim Einschlafen: Es ist ein schöner Tag gewesen.

Am nächsten Mittag brachen wir gemeinsam als Gruppe auf. Wir hatten Plakate dabei, auf denen standen Sätze wie »Bomben schaffen keinen Frieden!« und »Refugees-Welcome«. Außerdem einige Megafone. Als wir auf den Bus warteten, rief uns ein Mann aus seinem Vorgarten Beleidigungen zu. Ich sah, dass Karl an seinem Megafon fummelte. Er mühte sich, doch zum Glück klemmte der Schalter. Und dann kam der Bus und ich war froh, dass er den Mann nicht noch als Ratte oder Faschisten beschimpfen konnte. Es lag eine mir unangenehme Aggressivität in der Luft.

In Berlin wurden wir bereits mittags von der Polizei in Richtung des Demonstrationsplatzes dirigiert. Wir besorgten uns etwas zu essen und einige öffneten ihr erstes Bier.

Wir saßen auf dem Asphalt und warteten. Jemand hatte eine Frisbee mitgebracht, die wir hin und her warfen, bis es auf dem Platz zu voll wurde. Zu unserer Gruppe stießen noch einige Freunde und Bekannte, unter anderem auch Franziska und Armin von Oswald. Beide waren lang und dünn. Sie mit glatt fallendem Haar und sportlichem Multifunktionsshirt und er weißhaarig und trotz der sommerlichen Wärme in Hemd und Jackett. In seinem gut gebräunten Gesicht waren tiefe Furchen und einige ungesund aussehende weiße Flecken. Er sah aus wie jemand, der in seinem langen Leben konstant zu viel gearbeitet, vielleicht auch zu viel Alkohol getrunken hatte, aber seine Urlaube mit ausgedehnten Strandspaziergängen verbrachte.

Frida kletterte irgendwann mit einem Megafon auf einen Bauzaun, die Polizisten gingen in Habachtstellung.

Ich fand, sie sah gut aus, wie sie sich dort oben auf dem Zaun in Rage redete und über die Diskrepanz zwischen Moral und Handlung predigte.

Es war Karl, der dann laut dazwischenrief: »Auf die Fresse!« Mir wurde nicht klar, ob er die Polizisten oder die anderen Demonstranten meinte.

Und leiser zu seiner direkten Umgebung sagte er mit Frust in der Stimme: »Das bringt doch niemanden weiter. Politiker interessieren sich nicht dafür, was hier passiert, solange ihnen kein ordentlicher Sturm entgegenweht. Grenzen aufmachen und schauen, was passiert. Das wäre spannend. Aber nein, Gesetze verbieten solche Experimente. Was schrieb Schiller? Aus etwas, das Adlerflug geworden wäre, hat das Gesetz Schneckengang gemacht.«

»Na dann, geh nach oben und halte deine schöne kleine Rede auf dem Zaun«, sagte seine Schwester und schubste ihn ein Stück nach vorne. »Was jetzt? Dafür bist du dir dann zu schade? Feigling«, ärgerte sie ihn.

»Na, na«, mischte sich ihr Vater ein. Er hatte eine Stimme, die mich spontan an einen ununterbrochen rauchenden Diplomaten denken ließ. »Und Sie, sind Sie heute aus Köln angereist?«, wendete er sich an mich, da ich neben ihnen stand.

Ehe ich etwas sagen konnte, antwortete Karl: »Der wohnt bei uns.«

»Ach, das letzte Mal, als ich in Zillow war, habe ich Sie gar nicht gesehen. Armin von Oswald«, stellte er sich vor. Seine Hand war faltig und kühl.

»Konstantin«, sagte wieder Karl.

»Nun lass den jungen Mann mal selbst sprechen, Sohn.« Das »Sohn« duldete keinen Widerspruch und von Oswald lächelte so, dass sein gesamtes Gesicht sich runzelte.

»Ja, ich bin Konstantin und für ein paar Tage zu Besuch. Es geht bald zurück nach Hause. Die Arbeit ruft.«

»Ah, Arbeit«, sagte er. »Was arbeiten Sie denn?«

»Ich bin Sekretär in einer Papierproduktion. Nichts Interessantes.«

»Das klingt für mich sehr interessant. Ich finde, Papier ist eine wunderbare Erfindung. Immerhin ist es das Medium für zig Millionen kluge Gedanken und gute Geschichten. Ich lese gerne, wissen Sie. Und an das Lesen am Computer kann ich mich nicht gewöhnen. Meine Tochter«, er deutete auf Franziska, die sich nach vorne beugte und mir stumm zunickte und die Hand reichte, ihr Händedruck glich in seiner Bestimmtheit dem ihres Vaters mit einer jüngeren, weniger faltigen Hand, »sie hat mir vor einiger Zeit einen E-Book-Reader geschenkt. Der Bildschirm ist sehr gut. Aber auch da fehlt mir das griffige Papier zwischen den Fingern. Die schöne Textur, die Gewissheit, das Medium zu verstehen. Haben Sie ein Lieblingspapier bezüglich Textur und Gewicht?«

»Darüber habe ich nie nachgedacht.«

Armin von Oswald fragte weiter nach Vertriebswegen, Herstellung, Anbau von Holz und Marktentwicklung. Er war ein Meister der Unterhaltung. Konversation ist ein noch treffenderes Wort. Ich hatte das Gefühl, ich könnte als Schlachter arbeiten und er würde mich ebenso interessiert und kenntnisreich befragen. Als Frida ihre Rede beendete, unterbrach er unser Gespräch und skandierte die schlecht gereimten Kampfslogans mit, als wäre das seine liebste Beschäftigung. Nachdem diese verebt waren, sprang er an denselben Punkt der Unterhaltung zurück.

Als der Demonstrationszug nach längerer Verzögerung startete, verabschiedete er sich.

»Dieses Gedränge in Bewegung – das ist nichts mehr für mich. Ich fahre zurück zu der Wohnung meiner Tochter. Euch wünsche ich einen guten Abend! Und vielleicht auf bald, Konstantin.«

Wir blieben nach einiger Zeit vor einem geparkten Polizeitransporter hängen und warteten auf Nachzügler aus unserer Gruppe. Wie Gestrüpp vor einem Stein in einem Fluss. Die Kommunikation war schwierig, denn das Handynetz war durch die vielen Menschen überlastet. Mir fiel die nervöse Stimmung der Polizisten auf, die dicht gedrängt in dem Auto saßen. Immer wieder streckten Demonstranten ihren Kopf zur geöffneten Schiebetür herein, sich am Türrahmen festklammernd. Sie fragten, wo die Route ende. Ob die Straßenbahn umgeleitet werde. Ausschließlich organisatorische Dinge und, soweit ich es mitbekam, durchweg freundlich.

Dann wurde ein Mädchen, so im jüngeren Teenageralter, neben uns von irgendeinem unvorsichtigen Trottel umgerannt. Sie war mir schon zuvor aufgefallen. Verzweifelt hatte sie immer wieder ihr Handy in die Höhe gehalten und offenbar gemeint, so Empfang zu bekommen. Sie war mit jeder Minute panischer geworden. Sie war allein und wusste in dieser Masse von Menschen nicht wohin. Derjenige, der sie angerempelt hatte, blieb nicht stehen, ob er es nicht gemerkt hatte oder ob es ihm schlicht egal war, konnte ich nicht sehen. Sie schrammte sich die Hände und das Kinn auf und blieb, endgültig verzweifelt, schluchzend auf dem Asphalt sitzen. Daraufhin streckte auch Leyla ihren Kopf durch die Tür, um nach Hilfe für das Mädchen zu fragen.

Und dann ging alles ganz schnell.

Ich sah aus dem Augenwinkel, wie eine rothaarige Polizistin Leyla aus dem Wagen schieben wollte und Leyla genau in diesem Augenblick unglücklich ihren Kopf drehte, um auf das verletzte Mädchen zu zeigen, und dabei die Polizistin mit ihrem Hinterkopf im Gesicht traf. Die schrie auf. Die anderen Polizisten sprangen aus dem Wagen. Die Rothaarige hielt sich mit der einen Hand die Nase und mit der anderen versuchte sie, Leyla festzuhalten. Karl wollte Leyla helfen. Es gab ein heftiges Gerangel und ich blieb wie angewurzelt stehen, halb daneben, halb mittendrin, und rührte mich nicht vom

Fleck, bis ich mich plötzlich auf dem Boden liegend wiederfand. Mit dem Gesicht nach unten und den Armen auf dem Rücken.

Andere Demonstranten skandierten: »Bullenschweine, Bullenschweine.«

Die Polizisten umringten uns und das Auto. Sie trugen Schutzschilde aus Plexiglas vor ihren Körpern. Die Atmosphäre der Demonstration war binnen Sekunden gekippt. Ein Feind war gefunden und der Hass schallte aus dem rhythmischen »Bullenschweine, Bullenschweine«. Als man uns in den Transporter schob, das Fahrzeug sich langsam in Bewegung setzte und von außen Leute donnernd gegen das Blech schlugen, war ich einigermaßen froh, dort drinnen zu sitzen. Leyla neben mir hingegen schimpfte lauthals über den Polizeistaat. Karl mit zusammengepressten Lippen und einer Platzwunde über der Augenbraue. Nur Franziska schien die Ruhe selbst zu sein. Sie hatte den Kopf auf die Knie gelegt und hielt die Augen halb geschlossen, als würde sie jede Sekunde eindösen.

Auf der Polizeistation sperrte man uns gemeinsam in eine gekachelte Zelle, die außer zwei Holzpritschen nichts enthielt. »Könnte ein bisschen dauern«, sagte der Beamte, bevor er die Metalltür zuzog.

»Wenigstens ein verdammtes Pflaster. Er hat eine Wunde!«, brüllte Leyla ihm hinterher. Daraufhin öffnete er die Tür noch einen Spalt und sagte: »So jemand wie er ist das ja wohl gewohnt. Oder?« Dann klickte die Tür endgültig in das Schloss.

»Bis zu 24 Stunden dürfen sie uns in Polizeigewahrsam halten«, sagte Franziska. Und zu Leyla gewandt: »Was war denn das für ein Mist? War das Absicht?«

»Nein.« Leyla schaute ganz erschrocken. »Natürlich nicht.«

Franziska zog die Augenbrauen in die Höhe. »Tja, dann ist das wohl dumm gelaufen und wir sitzen jetzt entspannt hier die Zeit ab.«

Meine Verkrampfung löste sich langsam und ich lehnte mich auf der Pritsche nach hinten, bis sich meine Schultern gegen die kühlen Kacheln schmiegen.

»Jetzt mal ehrlich«, fragte Karl, »glaubt ihr, dass dieser wahn sinnige Aufwand, all diese vielen Leute da draußen, sich lohnt? Auch noch mit dem Risiko, hier zu landen?«

Leyla nickte. »Natürlich. Irgendwas muss man doch machen.«

»Ja, man muss. Da hast du recht. Aber vielleicht ist es genau umgekehrt? Weil hier gegen Krieg demonstriert wird, traut sich die Regierung an der entscheidenden Stelle nicht zu intervenieren. Vielleicht sollten wir für Krieg demonstrieren.«

Ich meinte, ihm ansehen zu können, dass er vor allem redete, um zu reden. Leyla hingegen nahm ihn ernst. Für meinen Geschmack viel zu sehr. Sie gerieten in einen Streit, in dem Karl von seinem Großonkel erzählte, der nach einem Attentat auf Hitler hingerichtet worden war. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu und beobachtete Franziska. Ihr Gesicht vor den Kacheln wirkte auf mich fast wie durchsichtig, sie schien von einer Art Vakuum umgeben zu sein. Nur als Karl den Namen des Großonkels nannte, da überzog für wenige Sekunden eine feine Röte ihr Gesicht, sie schien zu erwägen, ob sie ihn unterbrechen sollte, entschied sich dann aber dagegen.

Offensichtlich hatte diese sehr deutsche Geschichte mit ihrem tiefen Einschnitt des Dritten Reichs einen starken Einfluss auf die Familie von Oswald. Allgemein faszinierend, wie sehr der Nationalsozialismus noch unsere Gegenwart prägt. Nicht nur die der von Oswalds. Natürlich gibt es viele solcher Prägungen, die unsere Gedanken, in die eine oder andere Richtung lenken. Sie stammen aus dem Christentum. Sie werden täglich durch Nachrichten aus der globalisierten Welt geformt. Sie kriechen aus Filmen und Serien, die wir schauen, und schleichen sich aus Büchern, die wir lesen. Doch unter all diesen Einflüssen, finde ich, besitzen die Jahre 1933 bis 1945 für Deutsche oft ein besonderes Gewicht.

Die Namen von Franziska und Karl erscheinen mir übrigens auch sehr deutsch. Wir haben in der Schule »Die Räuber« von Schiller gelesen. Die Hauptfiguren hießen Franz und Karl von Moor. Das meine ich mit unseren Prägungen. Sie beeinflussen immerzu unser Denken und Handeln. Karl und Franziskas Eltern haben »Die Räuber« gelesen, also wurden ihre Kinder nach Schillers Protagonisten benannt.

Während mein Kopf an den Kacheln lehnte und ich, ermüdet von der kurzen Nacht, meine Augen geschlossen hielt, malte ich

mir aus dem, was ich hörte, die Familiengeschichte der von Oswalds aus:

Der Familie der Mutter von Franziska und Karl hatte ein Stahlwerk gehört. Die Hochöfen waren nach dem Krieg bald wieder angefeuert worden. Der gute Name des Großonkels, des Attentäters, und die Tatsache, dass nach dem missglückten Anschlag die restlichen Verwandten in Haft genommen worden waren, halfen, dass nach dem sonstigen Verhalten im Krieg nicht besonders kritisch gefragt wurde. Im nebligen Morgengrauen der neuen Bundesrepublik standen schnell Arbeitssuchende Schlange, und wer keine Arbeit erhielt, der bekam vom Patron wenigstens ein Stück Brot oder einen Schlag Suppe. Man hielt zusammen, der Krieg hatte bei allen Spuren hinterlassen.

An der juristischen Fakultät Kölns lernten sich Karl und Franziskas Eltern kennen. An den Wochenenden nahm sie ihren neuen Freund oft mit in das Haus ihres Vaters, der das Stahlwerk betrieb. Armins eigene Eltern und seine restliche Familie lebten weit weg von Köln im Süden Deutschlands. Ursprünglich stammten sie aus dem Osten. So weit im Osten, dass nun, als Armin in Köln Jura studierte, die Ländereien der ehemaligen Großgrundbesitzerfamilie von Oswald hinter der innerdeutschen Grenze lagen. Es war nicht viel vom Vermögen der Familie von Oswald übriggeblieben, seitdem in der Sowjetischen Besatzungszone eine Bodenreform durchgeführt worden war. Noch so eine starke Prägung aus der deutschen Geschichte: Die Sowjetbesatzung der östlichen Länder, die später in der DDR mündete. Obwohl zumindest ich, als in Bremen Geborener, nicht das Gefühl habe, dass dieser Geschichtsabschnitt ein auch nur im Ansatz vergleichbares Prägungsgewicht besitzt wie die Zeit 1933 bis 1945. Ja, sie erscheint mir noch nicht einmal vergleichbar mit der Zeit des westdeutschen Wirtschaftswunders.

Armin war ein dankbarer Schwiegersohn. Er saß seinem künftigen Schwiegervater oft gegenüber und hörte sich geduldig die Erläuterungen über Stahlhärten, Preisentwicklungen und Zollbeschränkungen an. Nach der Hochzeit begann er in der Firma mitzuarbeiten. Er hatte mit dem in der Fabrik herrschenden Umgangston seine Schwierigkeiten, aber als sein Schwiegervater erkrankte und ihm den Posten des Geschäftsführers anbot, nahm er die Aufgabe pflichtbewusst an.

Die Leitung des Unternehmens beanspruchte seine gesamte Zeit und Aufmerksamkeit. Aus dem Hintergrund versuchten ferne Verwandte sich in das Geschäft einzumischen und spannen absurde Intrigen. Jede Woche entstanden neue Probleme und Herausforderungen und so vergingen die Jahre. Das wiederum ist wohl keine spezielle deutsche Geschichte, sondern ein gewöhnliches Phänomen. Mit der Mischung aus Arbeit, Routine und Alltag verfliegt die Zeit in jedem Land dieser Welt. Seine Frau arbeitete in einer Kanzlei, und weil es von den Fällen, auf die diese Kanzlei spezialisiert war, nur wenige gab, musste sie oft für Verhandlungen durch die gesamte Republik reisen. So sahen sie sich wenig. Als sie schließlich beschlossen, Kinder zu bekommen, bedeutete das auch, ihrer Beziehung wieder einen Mittelpunkt zu geben. Erst kam ein Mädchen, Franziska. Dann ein Junge, Karl.

Es war nicht so, dass sie oft stritten. Auch am letzten gemeinsam verbrachten Abend saßen sie sich beim Abendbrot gegenüber und unterhielten sich freundlich. Wenn sie sich die Butter über den Tisch reichten, sagten sie Bitte und Danke. Sie kauten das Brot, schnitten eine Tomate, ermahnten Karl, still zu sitzen, fragten Franziska, wie ihr der Tag in der Schule gefallen habe. Armin berichtete, wie die Schleifmaschine für die Feilen wieder Ärger machte. Irgendwie kannten sie gegenseitig alles. Irgendwie.

Vermutlich verfluchte er später diese gewöhnliche Abgestumpftheit millionenfach. Er mag sich immer wieder vorgeworfen haben, warum nur er sie nicht wenigstens gefragt hatte, ob sie glücklich war? Ob sie ihn noch liebte? Am nächsten Morgen stand er, wie meistens, sehr früh auf und verließ leise das Bett, um seine noch schlafende Frau nicht zu wecken.

Wie die Wolken an diesem Morgen ausgeschaut haben, wie der Wind die Blätter im Baum geschüttelt und die Zweige gebogen hat, das alles weiß er später noch bis ins kleinste Detail. Wie der Kies unter den Reifen geknirscht hat. Wie er in der Fabrikhalle stand und dem Rhythmus der Produktion zuschaute. Wie er pünktlich Feierabend machte, weil das Hausmädchen an diesem Tag nicht länger bleiben konnte. Wie der Kies ein zweites Mal knirschte. Wie der kleine Karl in der Küche mit Wachsmalstiften ein Bild malte. Wie er dem Hausmädchen

»Auf Wiedersehen« wünschte. Und wie bald darauf das Telefon klingelte.

Schemenhaft, wie er durch das Haus rannte und Franziska suchte. Wie er hinter das Steuer sprang und beide verängstigten Kinder auf die Rückbank stopfte. Wie sie im Krankenhaus am Bett der Schwerverletzten standen und ihre Hand hielten. Wie sie erfuhren, dass sie gegen eine Eiche in einer Allee gerast war. Das waren die Minuten seines Lebens, in denen seine Welt, seine Routine, seine Behaglichkeit im Schmerz versanken.

In Armin von Oswalds Umfeld redeten ihm anschließend viele Personen so lange zu, bis er auf sie hörte und beide Kinder unter der Woche in ein nahegelegenes Internat gab. Die Kinder wurden größer.

Es kamen Kaufangebote für das Werk aus dem Ausland. Er fühlte sich arbeitsmüde, wollte in Rente gehen. Die fernen Verwandten waren kinderlos verstorben oder mit ihren eigenen Problemen so sehr beschäftigt, dass sie inzwischen jeder seiner geschäftlichen Entscheidungen zustimmten. Seine Tochter war gerade nach Berlin gegangen, um Physik zu studieren, und sein Sohn war nicht einmal volljährig. Keiner der beiden ließ allzu viel Interesse an dem Unternehmen erkennen und das erschien ihm mehr als verständlich und richtig. Sie sollten etwas Neues beginnen und ihr Leben nicht dem Stahl, nicht der alten Welt widmen. Und so verkaufte er das Werk schließlich.

Wir hörten einen Schlüssel, der von außen in das Schloss geschoben wurde. Langsam schwang die Tür auf und ein anderer Beamter als der, der uns eingeschlossen hatte, geleitete uns über die Flure. Wir mussten auf einer Bank Platz nehmen und warten. Der Mann stand zur Bewachung neben uns. Eine Hand lag am Holster, er stand kerzengerade und erst nach einer Weile fiel mir auf, dass die Spitzen seiner glänzenden, schwarzen Schuhe ganz leicht in einem imaginären Takt wippten. Wir schwiegen und zumindest ich fühlte wieder Nervosität in mir aufsteigen.

Schließlich wurde Franziska in ein Zimmer gerufen. Ich konnte einen kurzen Blick hineinwerfen und sah ein Verhörzimmer, wie man es aus Fernsehkrimis kannte. Ein Tisch mit einem Aufnahmegerät darauf und zwei Stühle. Wände, die in einem hellen Türkis gestrichen waren und so unschuldig aussahen, als

könnten sie nicht tagelang von Lügen, Ausflüchten und anderen menschlichen Abgründen berichten.

Danach war ich an der Reihe. Als ich mich an den Tisch setzte, waren meine Hände feucht und meine Beine schlackerten. Die Polizistin war freundlich und geduldig. Ihre wachen und unstenen Augen erinnerten mich an die meiner Patentante. Sie glich die Daten ab, die einige Stunden zuvor bei unserer Einlieferung bereits notiert worden waren. Anschließend bat sie mich, das Geschehene aus meiner Sicht zu schildern. Ich erzählte, was passiert war. Sie schien damit zufrieden zu sein. Jedenfalls verlor sie nicht ihre Freundlichkeit und nickte aufmunternd. Der gesamte Vorgang erwies sich als überaus unkompliziert und harmlos. Nachdem wir alle unsere Aussage gemacht hatten, durften wir gehen.

Wir liefen zu Franziskas Auto, das sie vor der Demonstration nicht allzu weit entfernt abgestellt hatte. Es war eine komische Stimmung, die durch die Straßen wehte. Im Dämmerlicht gingen wir schnell, als hätten wir einen eiligen Auftrag. Von hinten wehte ein warmer Wind und wir sprachen nicht viel. Dazu hatten wir in den vergangenen Stunden genug Zeit gehabt. Und gleichzeitig lag so etwas wie ein vereinendes Geheimwissen wie ein Schleier über uns.

Mit dem kleinen roten Golf fuhren wir zurück zu dem Fabrikgelände. Unterwegs hielten wir vor einem großen, grauen Mietshaus, Franziska stieg aus und kam einige Minuten später mit einem Freund von ihr wieder. Sie sagte »ein Freund«. Aber mir schien, es war mehr als nur irgendein Freund. Neugierig wie ich bin, machte ich mir eine gedankliche Notiz, später Leyla zu fragen. Er quetschte sich zu uns auf den Rücksitz und stellte sich mit einer arabisch angehauchten Aussprache als Alim vor. Auf Nachfrage Leylas sagte er, er käme aus Brinai, Teil der Arabischen Emirate. Dann sagte sie irgendetwas Lustiges und er lachte. Ich hatte so etwas nie zuvor gehört. Bitterkeit schallte in diesem Lachen aus einer so tiefen Leere, dass mir schwindelig wurde. Trotzdem wirkte er nicht unsympathisch. Nur auf eine so erschreckende Weise aus einer anderen Welt als der meinen.

Auf dem Gelände waren deutlich mehr Menschen versammelt als in den Tagen zuvor. Ein paar spielten in der beleuchteten

Halle Fußball, große Boxen standen in der Ecke und es lief laute Musik. Ein Holztresen war aufgebaut, jemand mischte Cocktails. Fledermäuse huschten durch das Licht der großen Industriescheinwerfer, die das Gebäude anstrahlten. Es kamen immer mehr Menschen an und entsprechend entwickelte sich so etwas wie eine Party.

Grüppchen standen beieinander, ich ließ mich treiben. Die Gespräche, die ich mithörte, waren für meinen Geschmack viel zu politisch. Am Cocktailtresen stand Karl mit einem blonden Mädchen, von dem Leyla mir erzählt hatte, dass sie auch mit Franziska und ihr zur Schule gegangen war. Ich blieb stehen, sah zu, wie ein Cuba Libre gemischt wurde, und hörte, wie Karl das blonde Mädchen über ihr Jurastudium ausfragte.

»Puh. Stundenlang in einem Büro sitzen, Akten wälzen, Akten schreiben, immer vor dem PC und dann kommst du um acht nach Hause, kochst, siehst fern, schläfst und stehst wieder auf. Warum zum Teufel machst du das?«

Alim – ich hatte inzwischen herausgefunden, dass er so etwas wie der feste Freund von Franziska war – mischte sich ein: »Und woher weißt du das, Karl? Weil du schon ein so auslaugendes Arbeitsleben hinter dir hast?«, fragte er. Und darauf folgte dieses Lachen. Karl antwortete nicht direkt. Stattdessen sagte er: »Was in aller Welt wird sie denn in der juristischen Welt bewegen? Und sei ehrlich, wäre das schlecht bezahlt, würde sie das auch nicht machen.«

»Bisweilen lassen sich die Folgen des eigenen Handelns nicht deutlich und scharf erkennen.« Alims Wortwahl klang, als seien die Sätze direkt einem dreißig Jahre alten Deutschlehrbuch entnommen. Es war schwierig zu beurteilen, ob das daran lag, dass er eine Fremdsprache sprach, oder ob er sich bewusst dafür entschied, weil er so sprechen wollte. »Die Gerechtigkeit ist ein Garten, der fortwährend gepflegt werden will.« Solche Sätze. In seiner Stimme schwang ein Ernst mit, den Karl nicht zu hören schien oder den er nicht hören wollte. Franziskas ehemalige Mitschülerin sah gelangweilt aus und drehte sich um, was weder Karl noch Alim zu bemerken schienen.

»Natürlich«, sagte Karl. »Meinetwegen ist die Gerechtigkeit ein Garten. Wenn du willst. Aber wenn in diesem Garten Dornen und Brennnesseln wuchern, dann erscheint mir das

Schnibbeln mit einer Nagelschere ziemlich lächerlich. Ich habe neulich von einer Foltertechnik gelesen, die lässt Waterboarding als Spaß erscheinen. Hat ein Diktator in Zentralasien entwickelt: Da wird der Kopf des zu Folternden in eine computergesteuerte Klemme gesteckt, die sich ganz langsam schließt. Vielleicht zehn Tage lang lassen sie diese Klemme schließen und der Schädel wird immer weiter plattgedrückt und zu einem Ei geformt.« Er schüttelte sich, fing an zu grinsen und spielte mit einem Kronkorken. »In dem Artikel wurde hervorgehoben, wie erstaunlich deformierbar die Schädelplatten sind. Sollte der Gefolterte nicht aussagen, dann platzt schließlich die Frucht. Matsch, knack, quill.« Er kicherte und warf den Kronkorken in Richtung seiner Schwester.

»Und das findest du witzig?«, fragte Alim mit einer Stimme, die jetzt noch bitterer klang als das Lachen zuvor. Karl drehte einen zweiten Kronkorken zwischen den Fingern. Alim sagte: »Lass.«

»Was willst du?« Karl zischte die Worte hervor und hob herausfordernd den Kopf. »Meine Schwester, mein Kronkorken.« Er warf das Stück Metall, verfehlte aber seine Schwester erneut. Alim behielt sein geduldiges Lächeln.

»Was soll man hier denn sonst machen, wenn nicht Leute bewerfen? Legst du dich nicht auch von Zeit zu Zeit auf den Toilettenboden und fragst dich, wofür diese Welt ernst nehmen? Mach dich mal ein bisschen locker. Man kann diese Welt nicht so ernst nehmen, als sei man unsterblich. Das geht nicht. Dafür ist das doch alles viel zu unsinnig. Absurd. Vollkommen. Alles. Nicht immer, nur wenn ich klar bin, dann ist das alles absurd. Die einzige Kunst, die auf dieser Welt zählt, ist, in der Absurdität den Spaß nicht zu verlieren. Und verdammt, das ist eine schwierige Kunst. Solltest du auch mal versuchen. Spaß. Party, Party und so.«

Ich sah, wie sich etwas in Alims Gesicht veränderte, das mir noch mehr Furcht einflößte, wie ein Gewitter, das sich auftürmt. Und dann schob sich Franziska zwischen Bruder und Freund. Sie strich Alim durch die Haare und ich sah sie zum ersten Mal lächeln. Gleichzeitig bemerkte ich, wie sie mit ihrer Hacke nach hinten trat und Karl am Schienbein erwischte. Er verzog vor Schmerz die Miene und wendete sich ab.

Die Party nahm ihren Lauf, die Leute tanzten und rauchten. Ich quatschte mit Leyla und einigen anderen Leuten und trank Wein aus einer Kaffeetasse. Karl sah ich vor allem mit Schnaps umherlaufen. Ständig bot er mir und Leyla welchen an und ging mir damit ein wenig auf die Nerven. Wohl vor allem deswegen, weil Leyla sich hin und wieder darauf einließ und auch noch Quatsch machte, wie über Kreuz mit ihm zu trinken. Doch während sie nach einer Weile aufhörte, stieg sein Alkoholkonsum exponentiell an und er wurde dadurch zunehmend provokant. Die Situation schien allmählich zu eskalieren.

Leyla nahm ihn beiseite, ich sah, wie sie ihm die Flasche aus der Hand nahm. Mit ihm schimpfte. Das wiederum gefiel mir ganz gut.

Doch er schien sich nicht davon beeinflussen zu lassen. Im Laufe des Abends hörte ich, dass er sich mit Alim so heftig gestritten hatte, dass dieser zuschlug. Karl soll ihn zuvor bis zur Weißglut provoziert, ihm angeblich sogar ins Gesicht gespuckt haben.

4. Kapitel

Als Karl und die anderen nach der Befragung auf dem Gelände angekommen waren, war es windig gewesen. Der Wind hatte sich irgendwie zwischen Gebäude und Mauer verfangen, sodass sich ein Tornado in Miniaturformat gebildet hatte. Vielleicht einen Meter hoch, hatte er Laub um sein Zentrum herumgewirbelt und sich langsam über den Asphalt geschoben. Karl entlud gerade den Kofferraum des Autos, in dem Bierkisten und Grillsachen gestapelt waren. Mit einem Seitenblick bemerkte er die Windhose und schaute ihr, die zu diesem Zeitpunkt nur noch Sekunden bis zu ihrem Ableben hatte, hinterher. Alim neben ihm machte ihn auf den Windwirbel aufmerksam. Es war eine freundlich gemeinte Geste. Karls Antwort lautete: »Bin ja nicht blind.« Alims Höflichkeit war für ihn Ausdruck einer zutiefst falschen Persönlichkeit. Berechnend, hinterhältig wie eine Schlange. Das war Karls Bild von Alim.

Das erste Mal waren sie sich vor einigen Monaten auf einer Veranstaltung von Franziskas Uni begegnet. Franziska hatte einen Vortrag über ihre Arbeit gehalten. Karl war nicht nur in dem Hörsaal gewesen, weil er sowieso in Berlin war und bei seiner Schwester wohnte, sondern auch, weil ihn wirklich interessierte, womit sie sich beschäftigte. Draußen auf dem Vorplatz des Universitätsgebäudes stellte Franziska sie einander vor. Karl, mein Bruder. Alim. Ohne Zusatz. Nicht: Alim, mein Freund. Aber Karl ahnte etwas. Da Alim außer »Hallo« nichts sagte, begann Karl mit verbrüdernd gemeinten Witzen über trockene Physikervorträge. Alim sah das nicht so. Physik und trocken? Die grundlegendste aller Naturwissenschaften? Die Königin? Karl verlagerte den Versuch und spottete über die Architektur des Gebäudes. »Verzweifelt zurück in die pompöse Antike«, sagte er. »Faschistischer Mist.« Alim schüttelte höflich lächelnd den Kopf und antwortete, Karl solle stolz sein auf ein Land, das eine so reiche Architekturgeschichte habe. Da, wo er herkomme, hätten vor hundert Jahren nur Beduinenzelte gestanden. Und

außerdem, sagte er, dahin, wo seine Heimat sei, könne er nicht zurück. Karl solle also froh sein über das alles hier – er zeigte auf die Universität, auf den Fernsehturm, der in weiter Ferne blinkte, auf die in Grüppchen zusammenstehenden Studenten und Professoren. Es wurden jetzt Häppchen und Sekt gereicht. Karl drehte sich abrupt auf dem Absatz um und ging eine Toilette suchen.

Er stand vor dem Spiegel, hinter sich sah er die weißen Pressantüren. Er würde nie auf die Uni gehen, soviel stand fest. Er schaute in den Spiegel. Wenn er den Kopf nach vorne kippte, wurden die Streifen unter seinen Augen beinahe schwarz. Dann spuckte er in sein Gesicht im Spiegel, und während die Spucke langsam über Nase und Mund lief, hielt er still. Das könnte man als Kunst verkaufen, dachte er. Er mochte Alim nicht, so viel stand auch fest. »Zurück in meine Heimat kann ich nicht. Sei froh, dass du eine hast.« Pathetisch. Was glaubte der, wer er war? Der tragische Held im Exil? Andererseits, für seine Schwester würde er sich Mühe geben, nahm sich Karl vor. Er hätte jetzt gerne Koks, dachte er. Als die Spucke am Hals ankam, drehte er sich weg und ging zurück zu dem Sekt und den Häppchen.

Später landeten sie als lärmender Pulk von zwanzig Personen in Alims Wohnung. Sie war für einen Studenten erstaunlich nobel eingerichtet. Karl konnte nicht widerstehen und malte heimlich kleine Hitlerbärtchen auf ein paar der Familienbilder, die im Schlafzimmer hingen. Es hätte jeder aus der Runde gewesen sein können, aber die Blicke, die Franziska Karl zuwarf, als Alim die Malereien im Laufe des Abends auffielen, waren vernichtend. Und doch blieb Alim Karl gegenüber immer höflich und freundlich. Das regte Karl am meisten auf. Diese zur Schau getragene Gelassenheit, alles gesehen, alles erlebt. Ich, der tragische Flüchtling aus dem Orient, der jetzt dankbar bei euch studiert und arbeitet. Ein guter Bürger. Job, Auto, Freundin. Am besten noch in die Kirche oder Moschee rennen und »Gott ist groß« jubeln. Und er selbst? Hatte vor zwei Jahren die Schule abgeschlossen und machte so dies und das. Bisschen reisen, in Südostasien war er ein paar Wochen gewesen, aber betrachtete man es genau, war recht wenig passiert in den vergangenen zwei Jahren. Vor allem saß er bei Freunden rum, diskutierte, spielte Onlinepoker, ab und an arbeitete er für ein paar Euro. Er wischte den

Gedanken an die vorbeistreichende Zeit beiseite. Sein Urteil stand, Alim war eine einzige Fassade.

Auf dem Fabrikgelände, nach der für ihn enttäuschenden Demonstration, warf er unzählige Provokationen in diese vermeintliche Fassade. Auf der Suche nach einer Reaktion. Und er bekam, was er wollte: Alim schlug zu. Karl war so alkoholbenebelt, dass er kaum Schmerz verspürte. Die Wucht des Schlages löste jedoch den Wunsch bei ihm aus, schlafen zu gehen. Die Mission seines Abends war erfüllt. Er torkelte in eine ruhige Ecke unter einigen Bäumen am Hofrand und dort wachte er im Morgengrauen auf. Zwischen den Fingern spürte er Gras, das er beim Versuch, sich daran hochzuziehen, in Büscheln ausriss. Mit halbaufgerichtetem Oberkörper nahm der Schwindel zu. So verharrte er, zerkrümelte die sandigen Graswurzeln und wiederholte laut das Wort »Wurzel«. Seine Gedanken versuchten sich darauf zu fokussieren, was Wurzeln sind. Bedeutungen verschwanden, er kam nicht drauf. Das Blut pumpete durch seine Schläfen, aus seinem Magen drückte es spürbar nach oben. Er rollte auf die Seite und erbrach sich im Liegen. Anschließend strich er mit den Händen über sein Gesicht und betastete das rechte Auge. Es fühlte sich geschwollen an und pulsierte. Jedes Zwinkern löste eine heiße Welle aus. Er musste fürchterlich aussehen. Wünschte sich, es würde schneien. Schneeflocken, die Stille der Schneedecke, Kälte. Etwas anderes spüren als das pochende Blut in seinem Kopf.

Auch beim zweiten Anlauf, den Oberkörper aufzurichten, wurde ihm schlecht und kalt. Schweiß trat auf seine Stirn. Er kotzte noch einmal. Dann ging es besser und er schleppte sich ins Haus. Es schien noch früh zu sein. Später würden Leute kommen, seine Schwester würde kommen. Er würde sprechen müssen. Sie würden ihn anschauen. Er wollte das nicht. Die Blicke würden alles erst schlimm machen. Die Hölle, das sind die Blicke der Anderen. Das Betrachtetwerden, die Erwartungen von Freunden, eines Vaters, einer Schwester. Nun tu doch endlich was. Fang an, sitz nicht nur rum. Leg los. Soll ich Holzfäller in Kanada werden? Bitte nichts so stupides. Etwas mit Sinn. Etwas, wo du deinen Verstand benutzt. Und wofür? Man macht das halt so. Du brauchst doch eine Aufgabe im Leben. Er spürte ein Strickmuster aus Erwartungen um sich herum. Ein Korsett,

das immer enger gezogen wurde, und je höher der Druck, desto bewegungsloser wurde er.

Duschen, Zähne putzen, verschwinden.

Als ich die Augen aufschlug, blickte ich neben mich. Da lag Leyla, die neben mir eingeschlafen war. Sie sah friedlich aus. Ein ganz, ganz feines Schnarchen ertönte. Ich grinste. Weinseilig hatte sie mich beim Einschlafen umarmt und fast hätten wir uns geküsst und wer weiß, was dann geschehen wäre. Aber sie war in meinen Armen eingeschlafen – was auch schön war. Ich stieg leise über sie hinweg. Den Aufenthaltsraum hatte jemand vorausschauend abgeschlossen und er sah dementsprechend ordentlich aus. Sonnenstrahlen fielen gebündelt durch die Fenster.

Der Flur wirkte im Kontrast dazu wie ein Schlachtfeld. Der Boden war bedeckt mit Glasscherben, Dreck, Zigarettenstummeln, Müll. Nachdem die anderen aufgewacht waren, verbreitete sich eine merkwürdig drückende Stimmung in der Luft. Bei mir entwickelte sich zunehmend ein fader Geschmack im Mund und auch die anderen wirkten, als kauten sie auf rotweinbepelzten Zungen. Noch vor dem Mittag wurden die ersten Joints gedreht. Ich rauchte nicht mit und dennoch tropfte die Zeit mit dem süßlichen Geruch in der Nase noch zäher. Die Solaranlage lag noch immer halb aufgebaut auf dem Hof.

Ich hörte, dass Franziska nach Karl fragte. Wir konnten rekonstruieren, dass Frida es war, die ihn zuletzt gesehen hatte. Mehr wusste niemand und sein Handy war ausgeschaltet.

»Ich warte noch bis 15 Uhr, dann fahre ich«, sagte Franziska. »Er wollte eigentlich mit nach Köln kommen. Konstantin, du wohnst auch da, oder? Wenn du möchtest, kannst du gerne mitfahren.«

Da Leyla noch eine Freundin in Berlin besuchen wollte, sagte ich zu.

»Machst du dir keine Sorgen, wohin Karl verschwunden sein könnte?«, fragte ich Franziska, nachdem wir Alim abgesetzt hatten. Die beiden hatten zwar bis zu Alims Haus geschwiegen, doch es war kein ganz unangenehmes, kein ganz eisiges Schweigen gewesen. Und auch ihre Verabschiedung hatte einigermaßen zärtlich ausgesehen. Der Vorfall mit Karl war jedenfalls nicht mehr diskutiert worden.

»Und das sollte was genau bringen?«, fragte sie. Wir waren auf der Autobahn angekommen und sie hielt das Steuer entspannt mit einem ausgestreckten Arm. »Ängste und Sorgen können nichts an einer Situation ändern. Nur Handlungen können Impulse setzen. Das ist wie mit Newtons erstem Gesetz: Ein Körper verharnt geradlinig-gleichförmig oder ruhig, sofern er nicht durch Kräfte zur Änderung seines Zustandes gezwungen wird. Sorge und Angst sind keine Impulse, sondern nur Motivationen für Impulse.« Sie machte eine Pause. »Wobei die quantenmechanische Betrachtungsweise eigentlich noch passender für die Beschreibung von Kausalzusammenhängen ist als Newtons Ansatz. Die quantenmechanischen Gesetze ähneln dem von Newton, allerdings tritt hier das Potential an die Stelle der Kräfte. Die Quantenmechanik lässt einen gewissen Wahrscheinlichkeitsspielraum zu. In dieser komplexen Welt sind solche Wahrscheinlichkeitsspielräume vermutlich ein nötiger Teil eines jeden Modells.«

Ich sagte so etwas wie: »Aha.«

»Stell dir einen Topf vor, in dem ein Gegenstand liegt. Nach Newtons Vorstellung ist exakt definiert, wie viel Energie nötig ist, diesen Gegenstand aus dem Topf zu heben. In der Quantenmechanik haben Gegenstände eine Aufenthaltswahrscheinlichkeit außerhalb dieses Potentialtopfes, auch wenn weniger Energie wirkt, als eigentlich nötig ist, um sie herauszuheben. Und trotzdem gilt auch hier im Prinzip Newtons Idee: Änderungen sind nur möglich, wenn Kräfte wirken.«

»Was machst du in Köln?«, fragte ich, um Newton nicht vertiefen zu müssen.

»Ich habe bei meinem Vater im Keller ein kleines Labor. Es geht um die Materialverbesserung von Halbleitern in Mikrochips. Dem Labor an der Universität hier in Berlin fehlen dafür die Messinstrumente. Und zweitens schauen die Professoren einem zu neugierig über die Schulter. Es geht um eine Patentanmeldung und da sollte man ab und an einige Wochen in nicht-öffentlichen Räumen arbeiten.«

»Alim wollte nicht mitkommen?«, fragte ich.

»Ach, der ist es gewohnt, dass ich Arbeitsphasen habe, in denen ich abtauche.«

Zwischen Hannover und Bielefeld fuhr sie auf eine Autobahn-

raststätte, stieg ohne Kommentar aus und begann auf- und abzuspringen. Als ich von der Toilette zurückkam, saß sie in der geöffneten Tür, hatte ihre Schuhe ausgezogen und massierte ihre Zehen.

»Was tust du?«, fragte ich.

»Meine Füße kribbeln. Aber geht schon wieder. Komm, lass uns weiterfahren.« Sie schwang die Beine unter das Lenkrad, schloss die Tür und fuhr ab jetzt barfuß.

Mein Besuch in Berlin wurde nach meiner Rückkehr unter dem Alltag verschüttet. Einmal begegnete ich Herrn von Oswald bei einem Spaziergang. Wir blieben stehen und redeten eine Weile. Er wohnte nicht weit entfernt und zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit überaus freundlich und interessiert. Leyla lernte ich konstant besser kennen, wenngleich sich mit Paul die Dinge viel einfacher entwickelten. Kinder sind so beneidenswert unkompliziert. Hin und wieder trank ich einen Kaffee mit Leyla. Mal kochten wir zusammen und teilten eine Flasche Wein. Ich mochte sie immer mehr. Sie hatte eine mich magisch anziehende innere Ruhe, von der ich vermutete, sie käme von ihrem Mutterdasein. Sie war nie ohne Aufgabe. Paul war immerzu präsent und forderte eine Form der Beschäftigung und Aufmerksamkeit, für die sie keine zusätzliche Motivation suchen musste.

Unsere Gespräche wurden immer persönlicher, sie schimpfte über ihre Mutter, schwärmte von Bands und lästerte über Kolleginnen. Doch es war fast immer ich, der diese Treffen vorschlagen musste. Auch wenn sie manchmal mit mir redete, als hätten wir zusammen auf der Kindergartenschaukel gesessen, vermittelte es nicht eben Selbstvertrauen, wenn jeder Schritt von einem selbst kommen musste. Aber ich blieb hartnäckig.

Im Fußballverein hatte ich erzählt, dass ich den C-Trainerchein besaß und wurde daraufhin so lange belagert, bis ich mich bereit erklärte, die F-Jugend zu trainieren. Paul und Leyla konnte ich überzeugen, dass Paul in meiner Mannschaft gut aufgehoben wäre, obwohl er eigentlich noch ein halbes Jahr zu jung war.

Beim ersten Training baute ich eine Taktiktafel auf und versuchte, die Grundlagen von Abwehr, Mittelfeld und Angriff zu

erklären. Als wir anschließend die praktischen Übungen begannen, funktionierte das so diszipliniert wie ein Hindernisparkour mit zwanzig Welpen auf einem Hundetrainingsplatz.

Paul war gar kein schlechter Fußballer. Dennoch kam er vor den Spielen zu mir gerannt, schmiss sich an mein Bein, schaute mit großen Augen an mir auf und fragte, ob er in der Startmannschaft spielen dürfe. »Außerdem will ich Mittelfeld und nicht Abwehr!« Dazu zeigte er das verschmitzte Lachen eines kleinen Jungen, der wusste, dass er kriegt, was er will. Er brauchte dieses Betteln eigentlich nicht, er war gut genug (außerdem hätte allein ein Blick aus seinen großen Augen genügt). Einzig sein Wille zur Konzentration fehlte hier und da. Manchmal starrte er zu den Wolken nach oben oder zu den Erwachsenen am Spielfeldrand und vergaß seinen Gegenspieler. Besonders schlimm war es bei den ersten Malen, als Leyla noch neben mir stand und aus vollen Kräften das Team anfeuerte. Paul schaute, wenn er ihre Stimme hörte, auf sie statt auf den Ball. Ich ermahnte sie. Die Ermahnung wirkte keine drei Minuten, dann hüpfte sie wieder auf und ab und schrie und jubelte. Das Team gewann und nach dem Abpfiff nahm sie mich in den Schwitzkasten und gab mir eine Kopfnuss.

»Da hat mein Anfeuern offensichtlich mehr geholfen als geschadet! Das sollte ich jetzt immer machen!«

Es war nicht unschön unter ihrem Arm und mir fiel keine Erwidderung ein. Mir fiel nie eine Erwidderung ein, wenn sie mir widersprach. Ich war ihr gegenüber ungesund willenlos und unsicher. Das Schlimmste war, dass ich es wusste und trotzdem nicht ändern konnte. Wenn sie vor mir stand, erschienen mir ihre Antworten als überragend clever. Oder es waren Totschlagargumente im Stil von »Du hast ja überhaupt keine Ahnung«. Oder sie nahm mich in den Schwitzkasten. Eigentlich waren die Antworten in jedem Fall clever.

Manchmal wagte ich es, meine Rolle als Babysitter infrage zu stellen, die ich immer häufiger übernahm, wenn sie Samstagabend losziehen wollte.

»Ich habe vielleicht auch ein Leben? Will heute Abend auch ausgehen? Habe vielleicht keine Zeit, auf den Kleinen aufzupassen?« Das war der Moment, in dem sie meinen Kopf unter den Arm klemmte. Und dann lachte sie wie Paul, weil sie ebenso

wusste, dass sie bekam, was sie wollte. Nur dass ich an ihr hochschauen musste und nicht umgekehrt. Und im Übrigen waren die Abende, an denen Paul bei mir schlief, sehr schön und ich mochte sie nicht missen. Er war so klein und so verletzlich und ich passte auf ihn auf.

So vergingen die Wochen wie Wasser, das im Sand versickert.

5. Kapitel

Karl blieb verschwunden. Es war keine einfache Zeit im Haus der von Oswalds. Die Polizei war benachrichtigt worden und sie hatten eine Vermisstenmeldung aufgegeben. Einige Tage nach Zillow saßen Franziska und Armin abends vor dem Kamin.

»Hör zu, ich weiß, das ist schwer für dich«, setzte Franziska behutsam an. »Karl ist ein erwachsener Mann. Ich glaube, er macht Urlaub. Er kann reisen, wann und wohin er möchte. Das widerspricht keinem Gesetz. Zweitens habe ich ihn erlebt und meine Einschätzung ist, dass er sich auf der Suche nach einer für ihn sinnvollen Zukunft befindet. Es geht ihm nicht gut dabei, das steht außer Frage. Sollte das jedoch deine Sorge sein, glaube mir, er würde sich nichts antun. Nichts Endgültiges. Er hat von morgen geredet. Von der Zukunft, von Plänen. Und ich verlasse mich auf meine Einschätzungen. Sie stimmen, soweit meine Erfahrung.«

In den letzten Jahren hatte Armin von Oswald begonnen, all die Kunst, die sich in alten Familienwinkeln versteckt hatte, zusammenzutragen und aufzuhängen. Franziska war der Meinung, dass man stellenweise einigermaßen objektiv von Geschmacksverirrungen sprechen konnte. Gerade bei diesen allerabscheulichsten Werken erstickte er jede Diskussion im Keim, wie zum Trotz. Woher die mannshohe Skulptur des Europa-raubenden Zeus kam, fragte sie daher erst gar nicht. Sie musste ständig in das Gesicht des jungen Mädchens schauen, das breitbeinig auf einem offensichtlich voll im Saft stehenden Stier hockte.

»Und wenn er jetzt durch Dummheit und zu viel Risiko in eine schreckliche Situation gerät? Wenn er nicht mehr klar denkt?« Die Stimme ihres Vaters klang ängstlich: »Grenzen erkennt man, wenn man sie berührt. Oder überschreitet. Er könnte unüberlegt handeln.«

»Dummheit und dein Sohn? Bitte ...« Franziska lächelte. »Und, na ja, wie gesagt: Er ist erwachsen.«

Das Feuer prasselte im Kamin und beide schwiegen.

Nach einer Weile schaute Armin Franziska ernst an. Das Gesicht voller Falten. »Ich glaube, ich weiß seit einiger Zeit, dass ich alt bin. Ich will nicht noch mehr leiden.«

Mit diesen Worten nahm ihre tote Mutter und unsichtbar neben ihnen Platz und sie schwiegen wieder eine Weile, beide in ihren eigenen Gedanken versunken. Schließlich stand Armin auf und ging zu dem alten Plattenspieler in der anderen Ecke des Raumes. Er setzte die Nadel auf die Platte und es ertönte das feierliche Knacken. Er drehte sich zu Franziska um, die sich nicht rührte, und er sah sie seit langem zum ersten Mal richtig an. Er konnte im flackernden Widerschein ihr Profil sehen und er spürte mit einem Schwung in seinem Herzen, wie stolz er auf die kluge und erfolgreiche Tochter war. Der Pianist auf der Schallplatte drückte eine Taste und der Raum erzitterte. Langsam tropfte Ton für Ton, und der Musiker konnte sich von jedem Einzelnen kaum lösen. Armin wurde flau im Magen. Zwischen jedem Ton gab es Pausen, die so lyrisch waren wie die Musik. Er war glücklich, doch er wollte weinen. Er wusste, dass er schon lange den Kontakt, die Kontrolle verloren hatte. Es waren nicht mehr seine kleinen Kinder, es waren Erwachsene, die ihm in manchen Momenten genauso fremd waren wie andere Menschen auch. Ein Wort, ein Gedicht – wenn man es zuließ, dachte er. Ein Blatt, das vom Baum segelte. Und erst das zweite, wenn das erste sich auf den Boden gelegt hatte. Und das dritte, während das zweite noch im Fall war. Und der Wind schwoll an und die Blätter segelten und Armin stand da, wie weggetragen.

»Schön«, sagte er leise nach dem letzten Ton.

Franziska saß noch immer unbeweglich vor dem Feuer.

»Was fühlst du, wenn du Musik hörst?«, wollte er gerne fragen. Stattdessen ging er zu seinem Sessel zurück, schenkte sich Wein nach und schaute in die Flammen.

Zwei Wochen später erhielten sie eine Postkarte von Karl aus der Türkei. Sie sagte nichts, außer dass er lebe und es ihm gut ginge. Unterzeichnet war sie mit »Bis bald«. Dieses kleine Lebenszeichen führte zwar nicht dazu, dass Armin daraufhin ruhiger schlafen konnte, aber er hängte sie an den Kühlschrank wie ein Diplom.

Und auch Franziska sollte in diesen Wochen leiden.

Sie arbeitete beinahe ununterbrochen, schlief wenig, verließ das Haus selten und entstieg dem Keller tagsüber nur gelegentlich zum Essen. Ihr Vater kam immer wieder zu ihr runter, wollte mit ihr solche Dinge unternehmen, die er »schöne Dinge« nannte. Wollte mit ihr in der Sonne spazieren gehen. Wollte mit ihr reden. Sie meinte zu verstehen, woher dieses Bestreben kam. Er hatte Angst, sie nicht. Er hatte Angst um Karl, hatte Angst, weil sie mit dem anhaltenden Kribbeln in den Füßen zum Arzt gegangen war und dieser sie zum nächsten Arzt geschickt hatte, der den Verdacht des ersten Arztes bestätigt hatte, es könnte etwas Ernstes sein. Er hatte Angst vor dem Altwerden. Er war wie ein kleines Kind. Sie berührte das nicht sonderlich.

Doch dann erreichte sie eine Nachricht von Freunden aus Berlin: Alim ist tot.

In diesem Moment, in dem sie das erfuhr, spürte sie, wie sich in ihr etwas Großes und Finsteres auftat. So finster und groß wie ein Schwarzes Loch. Sie konzentrierte sich sofort verzweifelt auf ihre Mikrochips und verließ in den folgenden drei Tagen den Keller auch für Mahlzeiten nicht. Armin klopfte mehrfach beunruhigt, sie wies ihn immer barsch ab. Alim, Alim, Alim. Sie wusste um seine Instabilität. Sie wusste, er hatte in seiner Kindheit Schreckliches erlebt und manchmal konnten plötzliche Flashbacks durch ein Geräusch oder einen Geruch ihn in einen Zustand der Starre versetzen. Sie kannte ihn nun bereits eine Weile und sie war zu der Überzeugung gekommen, dass er Wege gefunden hatte, mit diesen Situationen umzugehen. War sich mit der Einschätzung sicher gewesen, er würde sich nichts antun, er sei stabil.

Das Loch, das sich abgrundtief in ihr aufgetan hatte, war gefüllt mit seinem Lachen, seiner Stimme und gemeinsam erlebten Momenten. Und gleichzeitig stiegen aus ihrem Inneren hartnäckig bohrende Fragen: Wieso hast du dich in den letzten Wochen nicht ein einziges Mal bei ihm gemeldet? Enervierend hartnäckig wie eine schlecht gestimmte Geige. Warum hast du nicht angerufen und gefragt, wie es ihm geht? Warum nicht? Warum? Liegst du wenigstens bei deinem Bruder richtig? Verdammt, auch diese Fragen änderten nichts an der Situation. Änderten nichts an Alims Tod. Sie hatte mit ihrer Einschätzung

falsch gelegen. Punkt. Dieser Fehler hatte zu der Existenz des Lochs geführt.

Erst nach drei Tagen ohne Essen erlitt sie einen kleinen Zusammenbruch. Der überzeugte sie davon, den Keller zumindest kurz zu verlassen. Sie wankte die Treppe hinauf und ließ sich von ihrem Vater bekochen, ins Bett bringen, zudecken und pflegen.

Als sie begann weiterzuarbeiten, tat sie es etwas weniger manisch und mit einem nachhaltiger angelegtem Rhythmus.

Zu Alims Beerdigung ging sie nicht.

* * *

Sie saßen zu sechst, zwei Frauen und vier Männer, hinten in einem Lieferwagen, der sie tief in den Bergen ausspuckte. Es war dunkel, die Gegend war vermint, Karl musste unter allen Umständen auf dem ausgetretenen Pfad bleiben, hatte man ihm gesagt. Schließlich trennten sie sich. Drei stiegen rechts in Richtung der Grenze bergabwärts. Karl folgte dem Chef der Gruppe, Rohat, und einer der beiden Frauen weiter auf dem Pfad, der sie entlang der immer steiler abfallenden Wand nach Norden brachte. Taschenlampen durften sie keine benutzen, Sterne und Mond mussten ausreichen, um nicht zu stolpern, nicht einen halben Meter zu weit neben den Pfad zu treten. Irgendwann hielten sie auf einem kleinen Felsplateau an, bauten eine kleine Abschussvorrichtung auf. Dann warteten sie schweigend. Karl hätte gerne geraucht.

Schließlich stand die Frau auf, schaute auf ihre Uhr und nickte. Gleichzeitig zündeten sie auf der Abschussvorrichtung die erste Salve Leuchtraketen, und anstatt hoch in den Himmel zu steigen, flogen sie waagrecht zum Berg weit in die nächtliche Ebene hinein. Schattenhaft konnte man unter ihrem brennenden Flug Felsformationen und einzelne Bäume erkennen. Dann begannen sie sich langsam als glühende Punkte herabzusenken und Rohat neben ihm zog einer Handgranate hörbar den Stift heraus. Er schmiss sie in hohem Bogen den Abhang hinab, ohne auf etwas Bestimmtes zu zielen. Endlos erscheinende Sekunden später erschütterte der Schall Karls feine Härchen im Gehörgang und wallte weit in die Nacht hinaus. Rohat warf noch eine.

Dann packten sie schnell die Abschussvorrichtung in die Rucksäcke und Rohat lief voran, nicht den Weg, den sie gekommen waren, sondern auf einem in Serpentinafwindenen Pfad, der steil den Berg hinaufführte. Karl wurde die furchteinflößende Tiefebene in seinem Rücken bewusst, mit all ihren aufmerksamen Augen, und die eigene Schutzlosigkeit hier am Hang. Aber es blieb absolut still. Bald führte der Pfad hinter einem Kamm in eine schmale Schlucht, in die kaum noch Mondlicht drang, weswegen sie langsamer werden mussten, und ihn überkam ein erleichterndes Gefühl des Entkommenseins. In einem großen Bogen gelangten sie an den Punkt, an dem der Pfad sich aufspaltete, und sie setzten sich wieder wartend auf den Boden. Nervosität breitete sich durch Rohats Schweigen und die gelegentlich auf Türkisch geflüsterten Worte der Frau aus. Es dauerte, Karl konnte nicht sagen wie lange, dann erschien auf dem Pfad von unten eine Aneinanderreihung von schweigenden Menschen. Ungefähr zwanzig Männer, Frauen und Kinder. Das Abschießen der Leuchtraketen war ein Ablenkungsmanöver gewesen, um die Späheraugen und Nachtsichtgeräte der Militärstützpunkte entlang der Grenze von den Schleich- und Schmugglerpfaden abzulenken, auf denen Waren rein- und Menschen rausgeschmuggelt wurden. Gemeinsam gingen sie weiter, Karl und Rohat als Nachhut, bis sie den wartenden Lieferwagen erreichten, in den sie sich stehend auf die Ladefläche quetschten. Es roch intensiv nach Körperfett, Schweiß, Angst, und während die Stimmung sich zusehends entspannte, erste Gespräche geführt wurden, hier und da ein leises Lachen zu hören war, klopfte man Karl freundlich und anerkennend auf die Schulter. Sie kamen im Morgengrauen heil auf der Farm an.

* * *

Und nach zwei Monaten kam der Tag, an dem es vormittags klingelte, Armin die Tür öffnete und sein Sohn braungebrannt vor ihm stand.

Armin schimpfte, lachte, tobte, umarmte und machte Karl Vorwürfe. Und das alles gleichzeitig. Karl ließ es über sich ergehen und umarmte zurück. Er schien froh zu sein, wieder zu Hause zu sein. Nur als er dann gefragt wurde, wo er denn gesteckt habe,

was er sich dabei gedacht habe, einfach so zu verschwinden – da zog er die Schultern nach oben.

Sein Vater forderte drohend Antworten und Karl sagte daraufhin nur: »Ich kann ja wieder gehen, wenn dir das lieber ist.«

Und schon bald reiste er tatsächlich wieder ab. Dieses Mal allerdings nur zurück nach Berlin zu seiner Schwester.

Eine Zeit lang wohnte er in ihrer Wohnung. Sie war tagsüber in der Uni, wo sie jetzt eine Vorlesung gab, er kaufte sich eine Playstation. Abends kochten sie gemeinsam oder bestellten Pizza und diskutierten. Und sie tranken viel. Für seine Schwester war das ungewöhnlich, dass sie trank. Überhaupt war sie fahrig und nervöser als früher. Ihre Fingernägel waren noch abgekauter, ihre Lippen wiesen Bissspuren auf, das blasse Gesicht war mit Augenringen geschmückt. Karl spürte, wie die Leerstelle, das Loch in Franziska mehr und mehr von ihr auffraß. Er hatte einen Versuch gemacht, mit ihr über Alim zu reden. Ein Versuch, mehr nicht, denn er kannte ihre Eigenheiten. Ihre Reaktion war unmissverständlich gewesen. Also tat er nichts, kochte, trank mit ihr und wartete.

Bis sie schließlich in einer Nacht zu erzählen begann. Es war spät geworden, mehrere Flaschen Wein waren leer, sie saßen auf dem Boden, den Rücken gegen die Sessel gelehnt, und seine körperlos scheinende Schwester, kaum vorstellbar, legte ihm ihren Kopf auf die Schulter.

»Als du Alim diesen unfassbaren Nonsens über Foltermethoden erzählt hast, hätte ich dich am liebsten erwürgt. Gut, dass er wenigstens handgreiflich geworden ist. Wenn ich es getan hätte, hättest du nicht nur ein blaues Auge bekommen.« In der Stimme seiner Schwester lag eine schwere Vibration, die er in dieser Form nicht kannte. Da schwang etwas in einer ihm unbekanntem Wucht mit, das von dem Ort stammte, wo Franziskas kühle Distanz nicht mehr regierte. Dem Ort, den er jedes Mal so genoss, wenn er sich zeigte. Diese Seelenseite, die mit einem funkelnden Strahl ihre Sonne zeigen konnte. Die sich sonst hinter der kühlen Wolkendecke verbarg. Sie fuhr lauter fort: »Dein Gerede über Foltermethoden war mehr als unangemessen.« Sie holte tief Luft und redete dann schnell, als spulte sie ein Band ab. »Alim hatte sich mit zwölf Jahren in Brinai auf dem Dach versteckt, als Soldaten sein Elternhaus stürmten. Er hat von da aus